Hephata Magazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr.22
November /09

HEPHATA. unternehmen mensch.

© cornelius - fotolia

Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 22 | November 2009

Editorial 01

2029: Exkursion in die Zukunft – Ein Ausblick von Prof. Dr. Horst W. Opaschowski 02

Impressionen vom Symposium von Prof. Dr. Johannes Roskothen 06

Inklusion als Kriterium
Die Position der Evangelischen Stiftung Hephata 10

Stimmen zum Symposium 12

1. Oktober 2029 - ein Tag im Leben der Nadine Schulte 14

Kopfsachen 16
Helfen Sie Menschen mit erworbenen Hirnschädigungen

Stiftung Wohlfahrtspflege NRW 18
– ein Interview mit Wolfgang Heiliger

Wer Visionen hat... 21
ein geistliches Wort von Beate Raguse

Augenblicke des Jubiläumsfestes 22
eingefangen von Udo Leist

Namen und Neuigkeiten 24

Einladung zum Hephata Adventsmarkt 27

Aktuelle Termine 28

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

man muss wohl schon 150 Jahre alt werden, um sich das zu leisten: einen Blick nach vorn über zwei Jahrzehnte hinweg. Denn eins ist doch klar: So, wie wir uns das denken, wird es sowieso nicht kommen. Ein anderes aber lehrt die Erfahrung auch: Die Zukunft fällt nicht vom Himmel. Im Rückblick wird vielmehr erkennbar, wie verlässlich sie sich schon lange zuvor zaghaft angekündigt und dann mit steter Beharrlichkeit durchgesetzt hat.

Wer also mit Umsicht voranschreiten will, muss dreierlei:

- ➔ *geistesgegenwärtig* wahrnehmen, was heute nötig und möglich ist,
- ➔ *geschichtsbewusst* zurückblicken, um die eigene Herkunft und Verantwortung zu verstehen, aber eben auch einmal
- ➔ *vorausschauend,* ja, *visionär* eine Idee gewinnen von den Alternativen, die sich für die Zukunft bieten.

Mit einem solchen Blick nach vorn endet nun die kleine Reihe der HephataMagazine zu unserem 150. Jubiläumsjahr. Wir dokumentieren für Sie das Hephata-Symposium, das am 1. und 2. September 2009 in Mönchengladbach stattgefunden hat. Als wir es geplant haben, da konnten wir noch nicht ahnen, dass es inmitten einer massiven, weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise stattfinden würde. Uns beide hat es deshalb am meisten überrascht, wie zuversichtlich die Grundstimmung der meisten Beiträge war. Die Herausforderungen sind ernst, daran ließ niemand einen Zweifel. Die Zukunft aber ist zu guten Teilen das, was wir aus ihr machen. Und Ansatzpunkte, die es erlauben, etwas Gutes aus ihr zu machen, die kamen an jenen beiden Tagen durchaus in den Blick.

2029. Das wird nicht nur das Jahr werden, in dem Hephata seinen „hundertsiebzigsten" in hoffentlich guter Verfassung erlebt. Man wird in jenem Jahr wohl vor allem zurückblicken auf „20 Jahre UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung". Was mag das für ein Rückblick werden? Wird man sprechen von einer Erfolgsgeschichte? Wird man Wirkungen aufzeigen? Wird man herausarbeiten, welchen Unterschied es gemacht hat, nicht länger von „Hilfsbedürftigen" geredet zu haben, sondern nunmehr von *Trägern des Menschen- und Bürgerrechts?* Wird man gar auf Grundsatzurteile, Musterprozesse und politische Weichenstellungen verweisen können, die durch diese Konvention erst ermöglicht wurden? Oder bleibt alles auf dem Papier und wir dürfen lediglich einige Jubiläumsveranstaltungen für Fachkreise erwarten, nebst lobender Erwähnung der Konvention in verschiedenen Neujahrsansprachen hochgestellter Persönlichkeiten?
Rechtslage und Rechtswirklichkeit: Beides kommt nicht von allein in Deckung. Es bedarf der gemeinsamen Anstrengung aller Beteiligten, den Anspruch dieser Konvention in überschaubaren, aber konsequenten Schritten einzulösen. Wie man in 20 Jahren zurückblicken wird, entscheidet sich heute. Entscheiden **wir** heute.

Wichtige Passagen der Konvention legen wir Ihnen heute in leichter Sprache vor. Inhaltlich werden wir uns im kommenden Jahr mit diesem wichtigen Dokument beschäftigen.

Eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit sowie ein zuversichtliches Jahr 2010 wünscht Ihnen

evangelische stiftung HEPHATA
HEPHATA. unternehmen mensch.

Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata

Pfarrer
Christian Dopheide

Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy

© cornelius - fotolia

2030: Exkursion in die Zukunft

- wie wir morgen arbeiten, wohnen und leben

Text: Prof. Dr. Horst W. Opaschowski Fotos: fotolia, Udo Leist

Ludwig Erhards programmatische Forderung von 1957 „Wohlstand für alle“ muss ein halbes Jahrhundert später als „Sozialer Wohlstand für alle“ erweitert werden. Wohlstand kann in Zeiten wachsender sozialer Risiken nicht mehr länger eine bloße Geld- und Güterfrage sein. Über das materielle Verständnis von hohem Lebensstandard hinaus muss der erweiterte Wohlstandsbegriff auch die soziale Lebensqualität und Lebenszufriedenheit der Bevölkerung mit einschließen. Die Deutschen wenden sich zunehmend von der Konsum- und Erlebnisgesellschaft ab. Und nur mehr knapp ein Drittel der Deutschen glaubt, heute noch in einer Wohlstandsgesellschaft zu leben. Mehr als doppelt so viele aber wünschen sich für die Zukunft eine Sozialgesellschaft, in der der Staat die Bürger vor Not, Armut und Arbeitslosigkeit schützt und „sozial absichert“ sowie allen eine individuelle Zukunftsvorsorge ermöglicht.

Die Deutschen wollen nach wie vor ein sicheres Einkommen haben und sorgenfrei und ohne Zukunftsangst leben können. Sie erwarten, dass der Staat seine Sicherheitsversprechen einlöst, und hoffen auf mehr soziale Gerechtigkeit. Doch genau hier setzen die Sorgen der Bevölkerung ein. Gerade einmal drei von hundert Deutschen glauben, in einer Zivilgesellschaft zu leben, in der Freiheit, Gleichheit und Sicherheit garantiert und gelebt werden können. Um ein Vielfaches höher und realitätsnäher aber ist nach Meinung der Bevölkerung die bundesrepublikanische Zustandsbeschreibung einer Klassengesellschaft, in der das Wohlstandsgefälle wächst und die soziale Kluft zwischen Arm und Reich immer größer wird.

Welche Weichen müssen heute gestellt werden, damit wir auf das Leben morgen gut vorbereitet sind? Und welche nachweisbaren Veränderungen und Zukunftstrends zeichnen sich bereits jetzt ab?

Zukunftstrend 1

0,5 x 2 x 3: Die Globalisierung der Arbeitswelt

In letzter Konsequenz bedeutet Globalisierung auch Verteilung der Arbeit rund um den Globus, also Arbeitsplatz-Export, ja Arbeitsplatz-Abbau. Und für die übrigen verbleibenden Vollzeitbeschäftigten gilt: Ihre Arbeit wird immer intensiver und konzentrierter, zeitlich länger und psychisch belastender, dafür aber auch - aus der Sicht der Unternehmen - immer produktiver und effektiver. Die neue Arbeitsformel für die Zukunft lautet:
0,5 x 2 x 3, d.h. die Hälfte der Mitarbeiter verdient doppelt so viel und muss dafür dreimal so viel leisten wie früher.

0,5 x 2 x 3

Zukunftstrend 2

Leben ist die Lust zu schaffen:

Die Leistungsexplosion der jungen Generation

Die Bundesbürger vertreten die Auffassung, dass die Leistungsgesellschaft die bundesdeutsche Wirklichkeit am treffendsten beschreibt: Die Leistungsgesellschaft lebt. Sie schafft erst die Voraussetzungen für eine lebenswerte Zukunft. Die Leistungsorientierung des Lebens nimmt vor allem bei der Jugend fast explosionsartig zu. Beinahe erdrutschartig ist inzwischen der Anteil der Hedonisten, die „nur“ ihr Leben genießen wollen, zurückgegangen. 2030 wird die Leistungsexplosion der jungen Generation einen Höhepunkt wie seit Jahrzehnten nicht mehr erreichen.

Jeder ist in Zukunft als Lebensunternehmer gefordert, d.h. der Lebenssinn muss im 21. Jahrhundert neu definiert werden: Leben ist dann die Lust zu schaffen! Schaffensfreude (und nicht nur bezahlte Arbeitsfreude) umschreibt das künftige Leistungsoptimum von Menschen, die in ihrem Leben weder überfordert noch unterfordert werden wollen.

Zukunftstrend 3

Der „zweite“ demographische Wandel:

Die Renaissance der Familie

Nicht mehr Sport, Hobby und Urlaubsreisen stehen im Zentrum des Lebens, sondern Ehe, Kinder und Familie – mit steigender Tendenz. Beständigkeit ist wieder gefragt. Der Trend zur Individualisierung des Lebens hat seinen Zenit überschritten. Die Mehrheit der jungen Leute entdeckt den Wert von Verlässlichkeit wieder. Für den wachsenden Trend zur Beständigkeit spricht auch, dass die Ehen wieder stabiler werden und es auch weniger Scheidungen gibt. Seit 2004 sinkt die Zahl der Scheidungen in Deutschland kontinuierlich.

2030 wird die Familie kein Auslaufmodell und Konsum oder Kind keine wirkliche Alternative mehr sein. Wenn sich die Einstellungsänderungen der jungen Generation weiter stabilisieren, werden sich im Jahr 2030 achtzig Prozent der unter 34-Jährigen vom Singledasein und der Kinderlosigkeit verabschieden.

Zukunftstrend 4

Die Frauen kommen mit Macht:

Die Arbeitswelt wird weiblicher

Die männlichen „Helden der Arbeit“ verlieren bald ihre Privilegien. Und die Arbeitswelt wird weiblicher. Frauen bekommen zunehmend größere Berufschancen, weil sie immer besser qualifiziert sind und die Männer teilweise übertreffen. Bundesweit erzielen Mädchen und junge Frauen schon heute bessere Schulabschlüsse als ihre männlichen Kollegen.

2030 können die Männer im Erwerbsprozess erstmals zur Minderheit werden (Männer: 48% - Frauen: 52%), wenn die Qualifizierungsoffensive der Frauen weiter anhält. Zur Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie gesellt sich die Frage der Vereinbarkeit von Frauen- und Männerrollen. Rollenwechsel sind angesagt: Wer ‚spielt‘ in Zukunft die Hauptrolle des Versorgers und wer die Nebenrolle des Zuverdieners?

ZUKUNFTSTREND 5

Re-Start mit 50:

Die Wirtschaft braucht ältere Arbeitnehmer

Zum demographischen Wandel in der Gesellschaft gesellt sich in den nächsten zwanzig Jahren ein grundlegender Beschäftigungswandel in der Arbeitswelt. Dann heißt es nicht mehr: „Mit 50 zum alten Eisen", sondern: „Re-Start mit 50!" Die Wirtschaft braucht wieder ältere Arbeitnehmer. Vier von zehn Erwerbspersonen werden im Jahr 2030 älter als 50 Jahre alt sein. Die 50plus-Generation bekommt ihre zweite Chance. Die Nachhaltigkeit ist dann wieder mehr gefragt als die Kurzfristigkeit – also mehr langfristige strategische Planung, weniger kurzfristiges Renditedenken in Quartalsberichten, mehr abwägende Sicherheitsüberlegungen als riskante Schnellschüsse.

ZUKUNFTSTREND 6

Gesundheitsorientierung als Zukunftsreligion:

Wohlbefinden im Zentrum der Lebensplanung

Die Gesundheit wird zum Megamarkt der Zukunft. In der immer älter werdenden Gesellschaft boomen dann Bio- und Gentechnologien, Pharmaforschung und Forschungsindustrien gegen Krebs, Alzheimer und Demenz sowie gesundheitsnahe Branchen, die Care, Vitalität und Revitalisierung anbieten. Die Gesundheit bekommt in Zukunft fast Religionscharakter und das Gesundheitswesen nimmt die Form einer Kirche an. Die Gesundheit stellt den wichtigsten Wert im Leben dar.

ZUKUNFTSTREND 7

Gut leben statt viel haben:

Nachhaltiger Wohlstand als Lebensziel

Die Wohlstandsformel in Bertolt Brechts Dreigroschenoper – „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm" – wird im 21. Jahrhundert neu bewertet. Wohlstand wird zu einer Frage des sozialen Wohlbefindens. In Zukunft kann Wohlstand auch bedeuten, weniger Güter zu besitzen und doch besser zu leben. Eine Neubesinnung auf das Beständige findet statt. Und das ist immer weniger eine Frage des Geldes. Die Deutschen wollen - vor die Alternative gestellt - lieber glücklich als reich sein.
Vor dem Hintergrund einer stetig steigenden Lebenserwartung legen die Menschen jetzt mehr Wert auf nachhaltigen Wohlstand – und das heißt: Lebensqualität bis ins hohe Alter. Die bloße Lebensstandardsteigerung hört auf, das erstrebenswerteste Ziel im Leben zu sein.

generation V

Gier, Missmanagement und fehlende Verantwortung hatten in der letzten Zeit zur Folge, dass die wichtigste Währung für den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft verloren zu gehen drohte: **DAS VERTRAUEN.** Doch im gleichen Maße, wie das Vertrauen in die Finanzmärkte, die Wirtschaft und die Politik sinkt, wächst seither das Vertrauen im mitmenschlichen Bereich. Die Deutschen rücken enger zusammen. Und Hilfsbereitschaft steht ganz hoch im Kurs. **V**ertrauen, **V**erantwortung und **V**erlässlichkeit werden als persönliche Eigenschaften immer mehr gewünscht und gelebt. So gesehen zeichnet sich in Konturen das Bild einer neuen **„Generation V"** ab. Die drei V sind der soziale Kitt, der unsere Gesellschaft und die Welt zusammenhält.

Wer heute – freiwillig oder zwangsweise – aus dem Berufsleben ausscheidet, muss weder ‚invalid' noch ‚berufsunfähig' oder ‚alt' sein. Selbst aus der Sicht der Alternsforschung gilt die derzeitige Pensionierungsgrenze als willkürlich festgesetzt. Ihre allgemeine Gültigkeit wurde nie nachgewiesen. Nicht eine vom Arbeit- oder Gesetzgeber verordnete Zwangspensionierung wäre daher das Gebot der Stunde, sondern eine verstärkte Individualisierung der Arbeitszeit in den letzten zehn Jahren des Berufslebens, wozu eine Flexibilisierung der Altersgrenze nach unten und nach oben gehört.

© AndreasG - fotolia

Die gesetzliche Altersgrenze mit 65 oder künftig mit 67 wird von immer mehr Menschen als Zwangsrente mit Fallbeilcharakter empfunden. Die Bundesbürger wollen daher ihre Altersgrenze in Zukunft selbst bestimmen und den Übergang in den Ruhestand flexibler gestalten. Fast drei Viertel (73%) aller Berufstätigen in Deutschland sind bereit, freiwillig über das 65. Lebensjahr hinaus zu arbeiten, wenn sie dadurch ihre Rente aufstocken können. Dieser Wunsch nach Rentenerhöhung und Zuverdienst wird von allen Berufsgruppen geäußert – von Arbeitern (78%) etwas mehr als von Angestellten und Beamten (70%) oder Selbstständigen (71%). Die Bundesbürger wollen mehr Geld zum Leben haben, aber auch im Alter weiter gebraucht werden. Sie fordern mehr Möglichkeiten zur individuellen Lebensgestaltung und weniger gesetzliche Zwangsverrentung.

Dem Wohnen und Leben in Mehr-Generationen-Häusern und Wohnquartieren gehört die Zukunft der Drei-, Vier- und Fünf-Generationen-Gesellschaft. Es wird dann drei ältere Generationen geben: 50plus, 65plus und 80plus, wozu auch Hundertjährige gehören.

Und die drei wichtigsten Wünsche dieser älteren Generationen (im Plural!) an die Zukunft lauten dann:

- **Geistig fit bleiben**
- **Finanziell abgesichert sein**
- **Dauerhaft im Familien- und Freundeskreis eingebunden sein.**

Diese älteren Generationen wollen geistig nicht stehen-, sondern in Bewegung bleiben, also lieber geistig beansprucht und gefordert werden, als sich mit „Stammtisch" oder „Kaffeekränzchen" zufriedenzugeben.

Mehr als drei Viertel aller 90jährigen werden 2030 noch in eigenen Wohnungen leben. Das Wohnangebot wird in Zukunft für den Zusammenhalt mehrerer Generationen sowie für nichtfamiliale Netzwerke (einschließlich Nachbarschaften) förderlich sein müssen.
Lebensgemeinschaft wird neu definiert: **Generationsübergreifende soziale Konvois und Wahlverwandtschaften werden als lebenslange Begleiter immer wichtiger.**

Grundlagenliteratur

Opaschowski, H.W.: Deutschland 2030. Wie wir in Zukunft leben, 2. Aufl. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2009 (ISBN 978-3-579-06991-3)

Opaschowski, H.W.: Wohlstand neu denken. Wie die nächste Generation leben wird, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2009 (ISBN 978-3-579-06878-7).

Prof. Dr. Horst W. Opaschowski (geb. 1941) hat sich im In- und Ausland einen Namen als „Mr. Zukunft" (dpa) und „Visionär mit Augenmaß" (Nürnberger Zeitung) gemacht. Er gilt als „Vollblutwissenschaftler" (Die Welt) und „wissenschaftlicher Vordenker" (WAZ) mit „Forscherqualitäten und Bodenhaftung" (Speyerer Tagespost).
Der wissenschaftliche Leiter der BAT Stiftung für Zukunftsfragen in Hamburg, dessen „Rat in Berlin wie in New York gefragt" (Westdeutsche Zeitung) ist, engagiert sich als „leidenschaftlicher Anwalt für eine neue Generationengerechtigkeit" (Die Zeit). Seine Forschungen sind „vorausschauend, objektiv und glaubwürdig" (FAZ).

Im 21. Jahrhundert müssen Politik und Planung von folgenden zehn Prioritäten ausgehen:

- Mehr Lebensqualitätsverbesserung als Lebensstandardsteigerung
- Mehr Wohnflächenwachstum als Bevölkerungswachstum
- Mehr Innenstadtförderung als Bauen auf der grünen Wiese
- Mehr Hausgemeinschaften als Wohngemeinschaften
- Mehr Lebenskonzepte als Bauprojekte
- Mehr Lebensstilmiete als Wohnungskauf
- Mehr Nachbarschaftshilfe als Sozialamtshilfe
- Mehr Servicewohnen als betreutes Wohnen
- Mehr ambulante Dienste als stationäre Pflege
- Mehr Wohnen daheim als Einweisung ins Heim.

Keine Zukunft gibt es nicht – welche Zukunft wollen wir?

Text: Prof. Dr. Johannes Roskothen Fotos: Udo Leist

Impressionen vom Symposium der Evangelischen Stiftung Hephata „2029: gesellschaftliche Trends – Perspektiven für soziale Unternehmen“ von Prof. Dr. Johannes Roskothen

Alle Beiträge des Symposiums finden Sie unter: www.hephata-mg.de

„Eine Spur Unwahrscheinlichkeit, und das Werk nimmt Gestalt an!“
Robert Pinget

Die Zeit der Anstalt ist vorbei

Die Institution ‚Anstalt‘ wurzelt im 19. Jahrhundert. Sie war ein Kind des Industriezeitalters. Denn industrielle Massenproduktion braucht Normen. Also wurden auch Menschen einer Norm unterworfen. Menschen aber sind verschieden. Je nach Definition werden also viele aus der Norm fallen. Damit sie nicht zum Sand im Getriebe werden und die reibungslose Produktion stören, sondert man sie aus und schiebt sie in Institutionen ab, die gern als ‚geschützte‘ Räume deklariert wurden. Für Menschen mit Behinderungen bedeutete das in der Regel die Anstalt: aus den Augen, aus dem Blick, durch Zäune oder Mauern von der Umgebung getrennt. Eine eigene Welt mit eigenen Regeln, die Haltungen und Handlungsweisen der damaligen Gesellschaft reproduzierte: Wie die Produktion seriell organisiert ist, so auch das Leben der Insassen einer Anstalt. Kein Raum für Individualität, kaum Förderung.

Ganze Biographien wurden stillgelegt, die Potentiale der Menschen, die anders waren, nicht abgerufen.

Die vergangenen Jahrzehnte brachten neue Bilder von Mensch, Gesellschaft und Wirtschaft. Das Genormte ist nicht länger das Normale. Vielfalt ist Trumpf! Für Menschen mit Behinderungen entspringt daraus der Anspruch auf Selbstbestimmung und auf Teilhabe an allem, was pauschal als ‚Gesellschaft‘ bezeichnet wird. Vor ca. 30 Jahren wurden Wege beschritten, die auf Integration abzielten. Aber Integration setzt immer noch Normalität als Zielvorgabe. Sozusagen ein Geschäft auf Gegenseitigkeit: Die Gesellschaft öffnet sich ein Stück weit, um Menschen mit Behinderungen in ihren Kreis aufzunehmen und, im besten Fall, zu integrieren. Wer auf Integration hofft, muss sich anstrengen, um den Vorgaben der Mehrheitsgesellschaft zu entsprechen.

Für die Träger sozialer Arbeit bedeutete dies die Platzierung von Menschen mit Behinderung in bestehende bzw. für sie passende Einrichtungen. Das bisherige Wohn- und Lebensumfeld blieb unbeachtet, mehr noch: Der Umzug in zentrale Bildungs- und Wohneinrichtungen wurde mit optimalen Förderungsmöglichkeiten begründet. Vergleichbares gilt für alte Menschen, um die Seniorenresidenzen werben. Auf Pflegebedürftige wartet das Pflegeheim.

Assistenz statt Versorgung

Ganz anders das Leitbild der Inklusion. Aus den USA kommend, wird es von einigen Trägern der Behindertenhilfe umgesetzt, darunter von der Evangelischen Stiftung Hephata. Bei Inklusion geht es um mehr als nur um Eingliederung, auch nicht um eine ‚Normalisierung‘ durch erzwungene Anpassung an ‚normale‘ Standards. Inklusion meint umfassende Umgestaltung hin zu einer Gesellschaft, die die Teilhabe von Menschen mit Behinderung nicht als Zugeständnis gewährt, sondern als Bürgerrecht verankert und praktiziert.

Die Verwirklichung von Inklusion bestimmt das alltägliche Handeln und die Strategien für die künftige Weiterentwicklung Hephatas. Vielfalt statt Normalität – das hat Folgen! Dann kann das Bewährte am Neuen zugrunde gehen, auch, wenn das Neue ein Experiment ist. Dann zählt Ergebnisqualität anstelle unflexibler Vorgaben. Dann sind Einzellösungen gefragt. Dann werden Gewohnheiten des Denkens, Fühlens und Handelns herausgefordert, die auf starre Regeln setzen. Dann verbietet sich ein Durchregieren von Oben nach Unten.

In der Behindertenhilfe (und nicht nur dort) denkt Deutschland immer noch von den Institutionen her und baut auf engmaschige Vorgaben bei Steuerung, Beauftragung und vor allem Ziel-Analyse. Andere sind weiter; Schweden etwa hat ein individualisiertes Hilfesystem. Beratung, Betreuung, Assistenz richten sich am einzelnen und seinem Hilfe-Bedarf aus. In den Wohnhäusern von Hephata wird das ebenso praktiziert: Bedürfnis-Ermittlung und Ausprobieren führen zu kreativen Lösungen, die immer Einzel-Lösungen sind. Eine deutsche Heimaufsicht kann da gelegentlich das Staunen lernen…

Man könnte die Ausrichtung an den Bedürfnissen der Menschen mit Unterstützungsbedarf ‚Kunden-Orientierung‘ nennen. Vor dem Hintergrund der christlichen Identität der Evangelischen Stiftung Hephata lässt sich auch von ‚Nächstenliebe‘ sprechen. Aus dieser christlichen Identität ergibt sich das Mandat für die tägliche Arbeit und für die strategische Ausrichtung. Dass die Evangelische Stiftung Hephata kein Ableger der Amtskirche ist, ermöglicht ihr Unabhängigkeit.

Der zweite Pfeiler ist die Organisationsform einer Stiftung. Diese gewährt Kontinuität, unabhängig von Moden und Konjunkturen. Shareholder gibt es nicht, wohl aber Nutznießer: die Menschen, denen Hephata Assistenz (an-)bietet.

Die Evangelische Stiftung Hephata als Träger der Eingliederungshilfe ist keine Eintagsfliege, kein Anbieter für eine Saison (oder ein Jahrzehnt). Die Bindungswirkung der Satzung gewährt nachhaltig, dass der Nutzen für die Klienten die Existenzberechtigung darstellt. Anwalt der Schwachen und Anbieter von Leistungen zu sein – in dieser Doppelrolle wirkt Hephata.

Wir bringen Hilfen!

Hätten Sie vermutet, dass Hephata der drittgrößte Arbeitgeber in Mönchengladbach ist? Kunden von Hephata sind also primär die Menschen, denen Assistenz geboten wird, und die im Rahmen von Werkstätten und Integrationsbetrieben Leistungen erbringen. So entsteht eine zweite Gruppe von Kunden: Die Stadt, ihre Bewohner und zunehmend das Umland! Entsprechend wird der Klient in Werkstatt oder Integrationsfirma zum Lieferanten. Für welche Zielgruppe? Für regelmäßige Abnehmer, etwa aus der Industrie. Aber auch für die Einzelfälle des Lebens. Etwa für einen Menschen, der seine Küche renovieren möchte und zwischen Selbsthilfe und Schwarzarbeit nach kompetenter Hilfe sucht. Die Klienten in Werkstätten und Integrationsfirmen bringen Hilfen in vielen Branchen! So entsteht Marktfähigkeit, so ist die Positionierung als Dienstleister möglich. Und so können ideologisch befrachtete Begriffe entlastet und vom Kopf auf die Füße gestellt werden. Ist denn Ökonomie schlecht, und alles Soziale gut? Ist hauswirtschaftliche Tätigkeit, ist das Bepflanzen eines Blumenbeetes keine volkswirtschaftliche Größe? Die oft unsichtbaren und nur auf den ersten Blick unwichtigen Subsysteme sind auch Wirtschaft. Damit kein Missverständnis ent-

steht: Damit wird nicht einer Ökonomisierung das Wort geredet, die den gesamtgesellschaftlichen Diskurs den Gesetzen der Betriebswirtschaft unterwirft und wesentliche Merkmale des Mensch-Seins ausschaltet. Im Gegenteil: Marktfähigkeit gehört in den Geltungsbereich der Menschen- und Bürger-Rechte. Seit 2006 gilt die UN-Konvention für die Rechte behinderter Menschen. Sie und die einschlägigen Deklarationen der EU ordnen Menschen mit Behinderungen nicht dem Sozialrecht oder der Gesundheitspolitik zu, sondern betonen Grundrechte. Aus Grundrechten erwachsen Ansprüche. Z.B. über Kaufkraft zu verfügen. Jeder Bürger benötigt Kaufkraft. Denn wer nicht am gesellschaftlichen Tauschverkehr teilnehmen kann, ist wirklich schlecht dran! Wer vom (richtig verstandenen!) Markt ausgeschlossen ist, der steht wirklich draußen vor der Tür unserer Gesellschaft. Hingegen: Kunde-Sein, aber auch Waren oder Dienstleistungen liefern zu dürfen, ja, und als Konsument auftreten zu können, das schafft Verbindung und Vernetzung.

„Du allein kannst es! Aber nicht allein. Und nicht auf Kosten anderer!“

Im neuen Jahrhundert haben wir es mit politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Vorgaben zu tun, die meist als demographischer Wandel und Globalisierung umrissen werden. Es schälen sich Trends heraus, mit denen auch die Träger sozialer Arbeit zu rechnen haben. Neue Stile einer Lebensgestaltung im 21. Jahrhundert zeichnen sich ab. Wo, wie und was wird künftig gearbeitet? Wie wird gewohnt, mit wem teilt man seinen Raum und seine Zeit? Welchen Status hat Freizeit, und wie wird sie verbracht? Einige Trends seien hier angerissen.

Das vielleicht wichtigste Bedürfnis lautet Nachhaltigkeit. Leben auf Kosten anderer und zu Lasten künftiger Generationen ist eine Sackgasse. Angesagt sind solidarische Lebensformen, und ein bewusster Umgang mit Lebenszeit. Arbeit und Lebensgenuss finden zu einer neuen Balance. Leistung wird nicht verdammt, aber preußisches Leistungsethos (Lebenssinn durch Arbeit…) hat ausgedient. An die Stelle von Selbstverwirklichung durch Arbeit tritt Schaffensfreude.

Andererseits ist unübersehbar, dass eine Wohlstandswende näher rückt. Immer weniger Menschen müssen den Ruhestand einer immer größeren Zahl von Rentnern finanzieren. Unsere Gesellschaft altert – und schrumpft. Bis 2025 nehmen die über 80jährigen um 70% zu. Das schafft Probleme für die Rentenversicherung – und zugleich wird ein riesiges Potential freigesetzt. Viele Mitglieder der Generation 50plus starten noch einmal neu. Sie denken langfristiger, erfahrener, strategischer. Ihre Perspektive ist nicht der Quartalsbericht, sondern die Lebensspanne. Das starre Renteneintrittsalter erscheint als eine Stillegungsprämie, die dem Lebensgefühl älterer Menschen nicht mehr angemessen ist.

Den in den Medien überzeichneten Jugendwahn der Senioren mag es geben. Aber der Ruf nach Inlineskates (mit Stützrädern…) ist nicht die Regel. Und eine übergroße Mehrzahl der älteren Menschen sind keine Hedonisten, die alles mitnehmen wollen – bis zuletzt. Anstatt Konsum-Sucht macht sich Sinn-Hunger breit. Aber Sinn ist ein Prozess, der nicht von selbst entsteht. Sinn will geschaffen werden.

Zum Beispiel durch ehrenamtliches Engagement. Dafür bedarf es jedoch neuer Formen des Ehrenamts. Viele Menschen wollen nicht mehr selbstlos für andere tätig sein. Sie wollen als qualifizierte Helfer arbeiten, sie wollen lernen! Zu einer künftigen Lebensqualität im Alter gehört ein neu definiertes Ehrenamt, das einen Mehrwert enthält: Mehrwert für die Gesellschaft, aber ebenso einen Mehrwert für die Erbringer.

Die Gemeinschaftsfähigkeit wird durch die Neu-Definition des Ehrenamts zunehmen. Das muss sie auch, in Zeiten, in denen sich der Staat auf seine Kernaufgaben zurückzieht.

Auch weitere, scheinbar allzu vertraute Begriffe müssen neu gedacht werden. Familie? Die Pluralisierung der Lebensstile und –formen schafft die Familie nicht ab, sondern ergänzt sie: Zur herkömmlichen

Drei-Generationen-Familie tritt die Idee des ganzen Hauses – eines arbeitsteiligen Gebildes, das Geben und Nehmen in Einklang bringt. Zu Blutsverwandtschaften treten Wahlverwandtschaften. Horst Opaschowski spricht von sozialen Konvois. Auch allein lebende Singles können Mitglied eines sozialen Konvois sein!

Tausch- und Helferbörsen sind kleinräumliche Formen gegenseitiger Hilfe und haben eine große Zukunft vor sich, zumal in Zeiten sinkenden Wohlstands und einer sich aufspaltenden Gesellschaft. Jede(r) kann einen Beitrag leisten. Eine Fülle von Ressourcen warten darauf, entdeckt und ausgeschöpft zu werden.

„Wir organisieren Zusammenhänge“

Bürgerschaftliches Engagement und gesellschaftliche Teilhabe sind also zwei Seiten der gleichen Medaille. Wo aber finden sich die gesellschaftlichen Zusammenhänge, wo findet Vernetzung statt? Doch dort, wo Menschen ihre Dinge regeln, ihren Alltag organisieren: im unmittelbaren Umfeld, im Quartier. Quartier beginnt mit dem Dach über dem Kopf. Wohnen kann aber mehr sein! Auch für den Bereich des Wohnens bietet die Leitidee der Inklusion die Chance, Behindertenhilfe aus ihrer Selbstbezüglichkeit herauszuholen und sie als „inklusiven Partner“ in einer Bürgergesellschaft für alle

neu zu justieren. Soziale Arbeit hinter Mauern und Zäunen sieht keiner, und ihre Funktion für die Gesellschaft bleibt abstrakt. Synergien bleiben ungenutzt. Beispiel Pflege – warum wird Pflege noch kaum in einem systemischen Kontext gesehen? Alte Menschen brauchen Pflege – erhalten sie im Heim. Menschen mit Behinderungen brauchen Pflege – ebenfalls ab ins Heim (freilich in ein anderes Heim…). In jedem Fall aber gilt: aus den Augen, aus dem Sinn. So entsteht kein Zusammenhang.

Zusammenhang: Denn in einer Gesellschaft hängt alles mit allem zusammen. Das hört sich gut an, bleibt aber abstrakt. Konkret und anschaubar wird dieser Zusammenhang im Lebensumfeld, im Quartier, im Stadtteil, in der Siedlung. Hier ist der Ort, systemisch zu denken, sich von den Prinzipien „Reparatur“, „Flickenteppich“ und „Insellösung“ zu verabschieden. Menschen mit Hilfebedarf sind hier Pioniere, fungieren als Katalysator. Barrierefreies Umfeld? Was Menschen mit Behinderung dient, nutzt gleichermaßen auch alten Menschen und Familien mit Kindern. Assistenz? Brauchen zuweilen auch Menschen mit wenig Zeit. Die Anbieter von Leistungen warten darauf, ihre Kompetenz an den Mann/an die Frau zu bringen. Wer legt den Garten neu an? Wer gießt die Blumen bei Abwesenheit? Auf allen Qualifikationsstufen gibt es Bedürfnisse nach Hilfen. Helfer sind vorhanden, aber es braucht reale und virtuelle Märkte, um sie miteinander in Kontakt zu bringen. Das Quartier will als Marktplatz aus Anbietern und Hilfe-Suchenden entdeckt werden. Auf diese Weise können verbindliche und tragfähige Netze entstehen, abseits staatlicher Bevormundung und Reglementierung.

Soweit die Vision einer wünschenswerten Zukunft. Sie ist mehr als Vision, an vielen Orten wächst sie bereits. Aber sie benötigt einen Rahmen. Hier sind zuallererst die Kommunen gefragt, die ihre Handlungsprioritäten neu ausrichten müssen. Und zwar jetzt! Die Keule des Kostenvorbehalts braucht nicht geschwenkt zu werden. Auch in Zeiten verknappter Mittel ist Geld vorhanden; die Ausgaben für Soziales sind in vielen kommunalen Etats die beträchtlichsten Posten. Da stellt sich die Aufgabe nach einer intelligenten Steuerung von Haushaltsmitteln, und zwar unter dem Aspekt konsequenter Nachhaltigkeit.

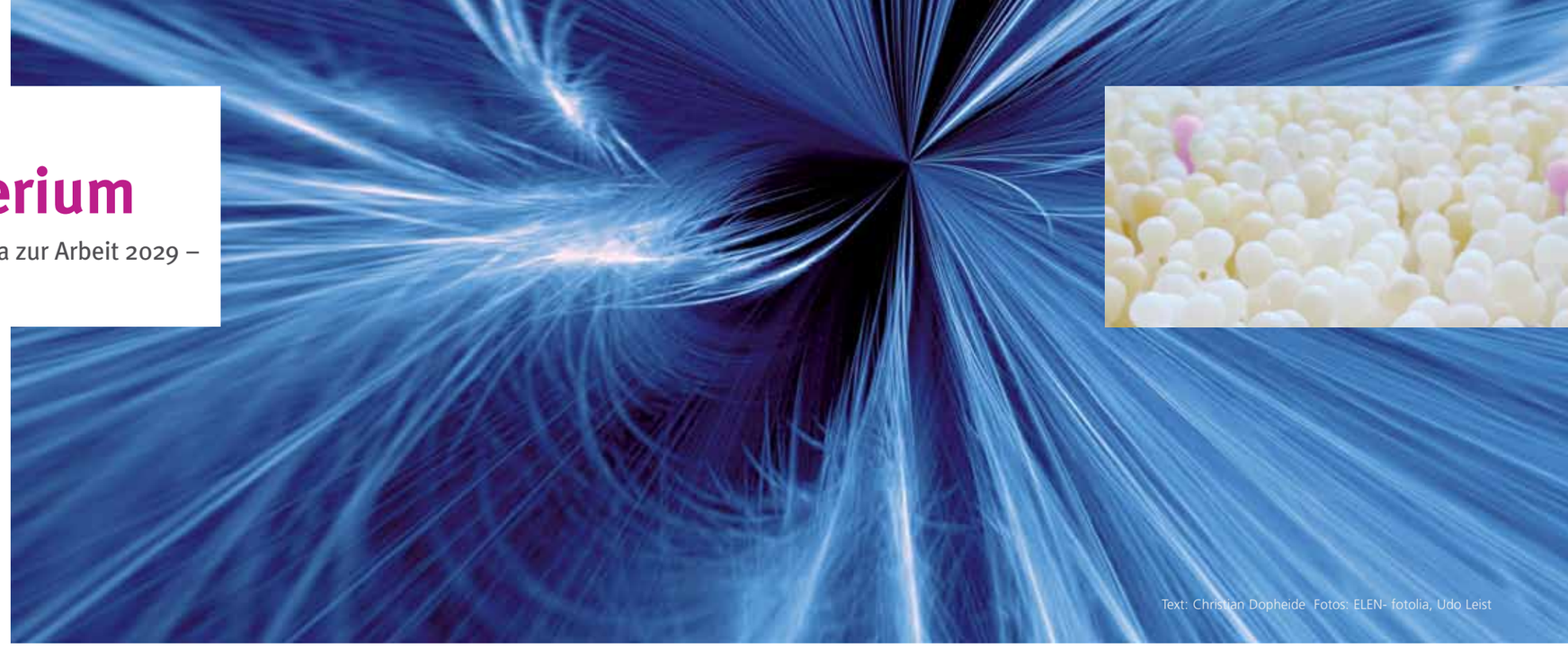
Es wird teuer werden, in der Gegenwart nicht nachhaltig zu handeln. Dörfer und Städte benötigen – auf je angemessene Weise – kurze Wege, dichte Infrastruktur-Angebote. Sollen weitere Einkaufsmärkte auf der grünen Wiese oder am Stadtrand subventioniert werden? Kann man 20 % einer Generation ohne Bildung und Förderung zurücklassen? Wird die alte Grundschule aus den 1950er Jahren noch einmal renoviert, oder wird eine neue Schule konsequent barrierefrei errichtet? Falls nicht, muss in 10 kostspielig nachgebessert werden, wenn inklusive Bildung dann (hoffentlich!!!) selbstverständlich geworden ist? Der Begriff des Standort-Vorteils stellt sich ganz neu. Meist wird er im Kontext der Globalisierung verwendet. Wie wäre es, von Glokalisierung zu sprechen, und das lokale Umfeld zukunftsfähig umzugestalten?

Zukunft bricht nicht herein. Sie wird gestaltet. Gestaltung braucht Leitbilder, aus denen konkretes Planen und Handeln entspringt. Und alle Akteure in unserer Gesellschaft brauchen Empowerment. Ebenfalls eine Denkfigur aus der Behindertenbewegung, die auf Ermutigung, Selbst-Ermächtigung und Stärkung hinausläuft: **„Du kannst es – aber unternehme es nicht allein!“**

Prof. Dr. Johannes Roskothen ist Germanist und Geschichtswissenschaftler und hat einen Lehrauftrag an der Heinrich-Heine-Universität, Düsseldorf.

Inklusion als Kriterium

– Position der Evangelischen Stiftung Hephata zur Arbeit 2029 –



Text: Christian Dopheide Fotos: ELEN- fotolia, Udo Leist

Die Evangelische Stiftung Hephata ist ein Kind der Industriezeit. Normal war die Norm, die Industrienorm. Normal war, wer funktionierte und sich fügte. Anstalten hatten die Aufgabe, das Getriebe der Industrie vom störenden Sand zu befreien. Das Abnorme sollte nicht zerrieben, sondern an besonderen Orten bewahrt sein. Und gewiss sollte auch die funktionierende Gesellschaft bewahrt sein. Vor der Provokation nämlich, die das Genormte durch das Abnorme erfährt. Wenn aber „das Genormte" nicht mehr „das Normale" ist, dann hat die Anstalt, als Hort des Abnormen, ausgedient. Ihre Zeit ist vorbei.

Was kommt, weiß niemand. Aber jeder gestaltet es mit. Wir auch. Es sieht so aus, als müssten wir uns, im Ausgang aus dem Industriezeitalter, mit einer sehr viel größeren Komplexität arrangieren, als wir sie bislang gewohnt waren.

Es ist noch nicht heraus, was sein wird. Es kann uns noch alles um die Ohren fliegen. Wir können erstens weitermachen wie bisher und das System des Altbewährten vor die Wand fahren. Wir können zweitens die Gestaltungskraft verlieren, bis die Fliehkräfte der Veränderung uns zerreißen, Milieus und Quartiere sich trennen wie Wasser und Öl – kulturell, sozial, politisch. Auch Regressionen sind drittens denkbar. Rückgriffe auf alte, vorindustrielle Lösungsmuster; mal sentimental, mal erschreckend rabiat. Es scheint, zurzeit vollzöge sich alles drei zugleich.

Drei eher schlechte Alternativen rufen nach einer vierten. Und für diese vierte steht, soweit wir sehen, der Begriff der Inklusion. Wenn es mit Marcel Proust stimmt, dass die Zukunft „oft das ganz nahe Ergebnis von Ursachen ist, die uns zum größten Teil entgehen", dann kann uns die Idee einer inklusiven Gesellschaft helfen, in der Vielfalt gegenwärtiger Phänomene die Ursachen der Zukunft zu entdecken, die wir präferieren.

6 „Pfade" möchten wir Ihnen vorstellen, auf denen wir uns, mit Hilfe des Kriteriums der Inklusion - und in Wahrheit mehr tastend als wissend - in Richtung Zukunft bewegen. Wir wissen nicht, wo diese Pfade wirklich enden. Welche wir verlassen müssen und welche sich zu Wegen und Straßen entwickeln. Es gibt deshalb keine strahlende Vision von einem Hephata 2029. Und Sie werden sowieso Ihre eigenen Pfade entdecken und beschreiten müssen. Was im Übrigen auch gut so ist. Denn Inklusion geht nur mit Vielfalt.

Pfad 1: Von den Ergebnissen über die Prozesse zu den Strukturen

(…) Der Leitwert der Selbstbestimmung und das Selbstverständnis des eignen Tuns als Assistenz hat bei Hephata die Qualität des Ergebnisses in den Mittelpunkt des Interesses gerückt.

Das hat zu einer großen Vielfalt und Komplexität der Verhältnisse geführt. Die Bereitschaft, individuelle Lösungen zu schaffen, ist sehr groß bei uns, oft genug zum Kummer der Administration. Kreativität versus Struktur, Kundenorientierung versus Betriebssicherheit: Die Balance zwischen diesen Anliegen muss bei uns immer wieder ausgehandelt werden. Es ist ein bisschen wie beim Radfahren. Wenn es uns gelingt, diese Balance in eine Dynamik nach vorn zu überführen, gewinnen wir die Stabilität, die wir suchen. Werden wir statisch, dann fallen wir um. (…)

Pfad 2: Entmythologisierung der Ökonomie

(…) Ökonomisierung, so heißt es oft, das bedeute, alles, was zwischen Menschen geschieht, unter die Maxime des persönlichen Vorteils zu stellen.
Wohingegen das wahrhaft Soziale doch nur das Fürsorgliche sei, das, was eine Leistung gewährt, ohne eine Gegenleistung zu erwarten.

So ist es aber nicht. Der Austausch von Leistungen, von Dienstleistungen erst recht, hat immer eine soziale und eine ökonomische Dimension zugleich. (…) Eine zweite Frage ist es freilich, wie denn die Ökonomie des Sozialen gestaltet wird. Wer nichts zum Tauschen hat, der ist schlecht dran. Man kann ihn betteln lassen. Man kann ihn von oben herab und nach eigenem Ermessen mit dem Nötigsten versorgen. Man kann ihm aber auch Rechte verleihen und auf Grund dieser Rechte mit Kaufkraft versehen. Dann wird der Bettler zum König, zum Kunden am Markt. Dieser Weg des Rechtes ist aus unserer Sicht der Königsweg. Er ist die Ursache der Zukunft, die wir präferieren.
Menschen mit Behinderung sind Träger von Rechten. So beschreibt es das Grundgesetz, so definiert es die UN-Konvention als weltweiten Standard. (…)

Pfad 3: Sachzieldominanz, Formalzielorientierung

Wir sind ein Unternehmen und schämen uns dessen nicht. Allerdings gibt es eine Besonderheit: Wir haben keine Shareholder. Als Stiftung gehören wir niemandem, übrigens auch nicht der Kirche. Wir gehören ausschließlich dem Auftrag, wie er in der Stiftungsurkunde festgelegt und in unserer Satzung mit Blick auf die heutigen Verhältnisse präzisiert ist:
Leistungen zu erbringen für Menschen mit Behinderung.

Das ist unser Ziel. Die Satzung verbietet uns zweierlei: das Ausschütten von Gewinnen und den Wechsel der Branche. Dadurch gewinnt das **„Mensch"** in unserem Selbstverständnis erheblich an Gewicht. Die steuerrechtliche Gemeinnützigkeit ist demgegenüber ein bloß sekundärer Effekt.
Das Sachziel hat Dominanz für uns. Es gilt aber nicht exklusiv. Wir brauchen das wirtschaftliche Formalziel um der Nachhaltigkeit willen. (…)

Pfad 4: Die Gesellschaft als Kunde, der Klient als Lieferant

(…) Wir sind ein Assistenzdienstleister. Als Dienstleister geht uns die Arbeit voraussichtlich nicht aus. Denn Inklusion meint ja nicht die Überwindung des Assistenzbedarfs, sondern seine selbstverständliche Akzeptanz als Bestandteil menschlicher Realität. Es kann deshalb sein, dass in Zukunft auch Menschen unsere Leistungen nutzen, die sich selbst nicht als „behindert" verstehen. (…)

(…) Zum Kunden wird die Gesellschaft in ihrer Vielfalt für uns noch auf eine zweite Weise. Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben, das heißt ja in der Praxis: gemeinsam mit Menschen mit Behinderungen Leistungen zu erbringen für Dritte. Sei es als Werkstatt für Menschen mit Behinderung, sei es als Integrationsbetrieb. Wir sind Partner der regionalen Industrie. Das kennt man. Immer mehr aber kommen wir ins Geschäft mit dem Endkunden. (…)

Pfad 5: Positionierung am Markt

(…) Wenn es um das Streichen der Küche geht, hält man den Anruf beim Maler gemeinhin für den Königsweg, während die Alternativen sich irgendwo zwischen Selbstquälerei und Steuerhinterziehung bewegen. Wenn es aber darum geht, dem Menschen im Zimmer nebenan die Windeln zu wechseln, dann drehen sich die Werte manchmal um. Der professionelle Dienst gilt als letzter Ausweg. Der Königsweg liege irgendwo zwischen Selbsthilfe und Schwarzarbeit. Das erscheint uns nicht logisch. Hephata ist der drittgrößte Arbeitgeber dieser Stadt, aber niemand weiß das.
Professionelle soziale Arbeit hat eine arbeitsmarktpolitische Relevanz. Und damit auch eine gesellschaftspolitische. Wir meinen, dies ist noch nicht ausreichend erkannt. Wir glauben aber, dass das erkannt werden wird. (…)

Pfad 6: Kontinuität und Identität

(…) In der Eingliederungshilfe aber geht es meist um lebenslange Assistenz und damit um Jahrzehnte. Im Sozial- und Gesundheitswesen wird die Kaufentscheidung, im Rahmen der zugestandenen Wahlfreiheit, in erheblichem Maße von Dritten beeinflusst, wenn nicht gar ersetzt. (…)

(…). In der Eingliederungshilfe aber sind es die Angehörigen der vorausgehenden Generation: die Eltern.
Diese haben ein Problem, das alle anderen Einweisergruppen so nicht kennen. Sie fällen eine Entscheidung, die weit über ihren eigenen Lebenshorizont hinausreicht. Es versteht sich von selbst, dass vor diesem Hintergrund die Kontinuität und Stabilität der Verhältnisse, für die man sich entscheidet, höchste Priorität hat. Kontinuität wird immer wichtiger, je mehr die gesellschaftlichen Verhältnisse von Diskontinuitäten bestimmt sind.

Kontinuität gehört zum Markenkern der Rechtsform „Stiftung", die in ihrer Substanz auf Dauer zu erhalten ist. Die Stiftung Hephata hat sich zwar von der Anstalt, nicht aber vom Wesenskern ihrer Rechtsform gelöst. Insofern blickt sie nicht nur 150 Jahre zurück, sondern auch – so Gott will und wir leben – 150 und mehr Jahre nach vorn. (…)

Das Beste zuletzt: Identität.

(…) Im Letzten unterstehen wir dem Auftrag des Evangeliums Jesu Christi, welcher lautet, hinauszugehen in alle Welt und allen Menschen mit unsern Taten glaubhaft zu entdecken, dass sie – so, wie sie sind!- von Gott gewollte und geliebte Menschen sind.

Nur zu diesem Zweck gibt es uns. Die Sachzieldominanz, von der eingangs die Rede war, hat hier ihre Wurzel. Unser Bekenntnis zu Wirtschaftlichkeit und Nachhaltigkeit hat hier seine Wurzel. Unsere Verfassung als Unternehmen ist nichts weiter als die Indienstnahme einer Organisationsform, von der wir meinen, dass sie diesem Auftrag zurzeit und auf längere Zukunft wie keine zweite dienlich ist. Und die Kundenorientierung, an der wir, so gut wir es vermögen, alle Prozesse und Strukturen ausrichten, die hat für uns einen solch hohen Stellenwert, weil dieser Begriff im Kern nichts anderes birgt, als ein wunderbares, geradezu altkirchliches Wort: Nächstenliebe.

Christian Dopheide ist
theologischer Vorstand der
Evangelischen Stiftung Hephata.

Ihr Interesse ist geweckt und Sie möchten diesen Text nicht nur in Auszügen lesen. Kein Problem: www.hephata-mg.de – linke Menü-Leiste: Symposium

Text: Sonja Zeigerer Fotos: Udo Leist

Ein Blick in Tim Kählers Workshop

Drei Fragen an Christof Schrade (Referat Öffentlichkeitsarbeit „Die Zieglerschen“ in Wilhelmsdorf und Teilnehmer des Hephata-Symposiums)

Konnten Sie im Symposium Dinge erfahren, die Sie in Ihrer praktischen Arbeit unterstützen? Was waren das für Dinge?

Wenn es um Konsequenzen für die praktische Arbeit geht, so sind diese gut zu benennen: Wir in den Zieglerschen müssen noch sehr viel stärker als bisher in der Planungsphase eines neuen Angebots rechnen – und zwar mit Daten über den Sozialraum, in dem wir das Angebot platzieren wollen. Wir rechnen noch überwiegend so: Welcher Kostenträger finanziert das neue Angebot hauptsächlich? Aus welchen Fördertöpfen können wir zusätzlich Mittel erwarten? Wie hoch ist dann unser Eigenanteil? Wir rechnen aber weniger mit demographischen und sozialräumlichen Daten, weil wir oft nicht wissen, wo sie verfügbar sind, oder weil wir sie fälschlicherweise für „weiche“ Faktoren halten, deren Einfluss wir eher gering einschätzen. Nimmt man aber zusammen, was zu hören war über künftige Einstellungen und Lebensweisen der Menschen in Deutschland (Opaschowski), über Altersentwicklung, Entvölkerung ganzer Landstriche und Zuzugsbewegungen in Ballungszentren (Große-Starmann), so wird schnell klar, dass wir ab sofort bei jedem neuen Angebot versuchen müssen, 20 Jahre vorauszuschauen.
Wie das geht, konnte man in Hephata hervorragend lernen.

In welchem Workshop waren Sie, was haben Sie dort erarbeitet, und was war für Sie wichtig?

Ich war im Workshop mit Tim Kähler. Sehr interessant war es, Herrn Kähler als Vertreter einer Kommune zu erleben, die Sozialplanung und –steuerung nicht als Randthema behandelt, sondern systematisch betreibt und in den Fokus ihrer Politik rückt. Wer in der Kommune die Verteilung der sozialen Angebote aktiv steuert – das hat Herr Kähler unmissverständlich klar gemacht: nämlich die Kommune selbst. Sind wir als Anbieter, die wir doch lieber selber entscheiden, was wir in welchem Quartier anbieten, darauf eingestellt?
Diese Frage habe ich mit nach Hause genommen.

Stimmen zum Hephata-Symposium

Drei Fragen an Anne Idler (Referentin beim Verband diakonischer Dienstgeber in Deutschland (VdDD) in Berlin und Teilnehmerin des Hephata-Symposiums)

Konnten Sie im Symposium Dinge erfahren, die Sie in Ihrer praktischen Arbeit unterstützen? Was waren das für Dinge?

Insgesamt vermittelten die Vorträge auf dem Symposium sehr interessante Ansätze, wie sich die soziale Arbeit in Zukunft entwickeln könnte, vor allem wie sich die Rolle der Hilfebedürftigen und in der Folge auch die Arbeitsfelder und -strukturen der Mitarbeitenden in den diakonischen Einrichtungen verändern werden. Durch die teilweise sehr kontroversen Einschätzungen der anwesenden Experten wird deutlich, dass hier bisher noch keine klare eindeutige Richtung zu erkennen ist, was natürlich den Mitarbeitenden, aber auch den Dienstgebern, ein hohes Maß an Flexibilität abverlangt. Es ist wichtig, dass diakonische Arbeit aktuell und zeitgemäß gestaltet wird, was für die Zukunft bedeutet, dass die Arbeit am Menschen flexiblere Beschäftigungs- und Arbeitszeitmodelle benötigt. Hiervon profitieren nicht nur die Hilfebedürftigen sondern auch die Mitarbeiter, da ihre persönlichen Lebensumstände in den jeweiligen Arbeitsbedingungen besser berücksichtigt werden.

In welchem Workshop waren Sie, was haben Sie dort erarbeitet, und was war für Sie wichtig?

Ich nahm an dem Workshop „Wenn die Gesellschaft zum Kunden wird“ teil, welcher von Herrn Prof. Starnitzke geleitet wurde. Zunächst ging es in diesem Workshop um die historisch geprägten, von der Gesellschaft vorgenommenen, allgemein akzeptierten Zuschreibungen von Krankheiten und Behinderungen, welche für die Betroffenen eine klare Ausgrenzung aus der Gesellschaft bedeuten. Nach Meinung von Herrn Prof. Starnitzke wird es in absehbarer Zeit keinen Wandel von dieser so genannten Exklusion hin zu einer Inklusion der Betroffenen in unserer Gesellschaft geben, was die Rolle der diakonischen Arbeit noch wichtiger werden lässt. Es ist die Aufgabe der Diakonie und ihrer Mitarbeitenden, das Spannungsfeld zwischen der gesellschaftlichen Ausgrenzung der Hilfebedürftigen auf der einen Seite und deren individuellen Bedürfnisse auf der anderen Seite zu durchbrechen. Möglich ist dies durch bewusste und gezielte Prozesssteuerung, die am Hilfebedürftigen ausgerichtet ist.
Hinzu kommen auch die zunehmenden Wettbewerbsbedingungen, denen die Diakonie in ihren Hilfefeldern unterschiedlich stark ausgesetzt ist und die zusätzlich anspruchsvolle, langfristige Herausforderungen für alle Beteiligten darstellen.

Die resultierenden Veränderungen, die teilweise bereits zu spüren sind, rufen vor allem bei diakonischen Mitarbeitenden Verunsicherung und Ängste hervor. Aus diesem Grund erachte ich die Einbindung der Mitarbeiter in die gesamte Prozesssteuerung für sehr wichtig, um die Ängste zu nehmen und um die Gestaltung der diakonischen Arbeit gemeinsam weiter zu entwickeln.

Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata.

Bericht aus Chrismon Plus Rheinland (10/2009) über das Hephata-Symposium:

Mit Freunden in die WG

Evangelische Stiftung Hephata berichtet über veränderte Strukturen in der Lebensgestaltung Behinderter

„Kreativität versus Struktur, Kundenorientierung versus Betriebssicherheit“ – es ist ein Balanceakt, der die Arbeit der Evangelischen Stiftung Hephata ausmacht. Das Gleichgewicht zwischen diesen Anliegen müsse „immer wieder ausgehandelt werden“, betonte Pfarrer Christian Dopheide, theologischer Vorstand der Einrichtung für Behindertenhilfe in Mönchengladbach. Während eines Symposiums unter dem Titel ***„2029: Gesellschaftliche Trends – Perspektiven für soziale Unternehmen“*** sagte er weiter: „Die Bereitschaft, individuelle Lösungen zu schaffen, ist sehr groß bei uns, oft genug zum Kummer der Administration.“

Das Symposium war teil der Feierlichkeiten zum 150jährigen Bestehen der evangelischen Einrichtung der Behindertenhilfe in Mönchengladbach in diesem Jahr. Die Stiftung Hephata hatte Anfang September zu der zweitägigen Veranstaltung eingeladen. Vorstände, Multiplikatoren und leitende Angestellte diskutierten mit Wissenschaftlern über die Ausrichtung sozialer Arbeit und Visionen für das Jahr 2029.

In den Mittelpunkt der Hephata-Arbeit ist die Selbstbestimmung der Klienten und das eigene Selbstverständnis als Assistenz gerückt, bilanzierte Christian Dopheide. Als Beispiel nannte er ambulant betreute Wohngemeinschaften. „Viele unserer jungen erwachsenen Neukunden gründen lieber mit einigen Schulfreunden eine neue Wohngemeinschaft, als dass sie einen freigewordenen Einzelplatz in einem bestehenden Haus belegen.“ Da keine stationären Häuser mehr gebaut werden durften, sei dieses Projekt ursprünglich aus der Not geboren. Mittlerweile habe es Schule gemacht und die Vorgehensweise bei der Hephata-Arbeit verändert. Die „erwünschte Lebenssituation der Kunden“ stehe heute am Anfang der Arbeit, das Schaffen der Struktur, des häuslichen Umfeldes, komme zuletzt. „Auch Menschen mit Behinderung sind Kinder unserer Zeit. Sie und ihre Angehörigen werden standardisierte strukturgeprägte Angebote meiden und individuelle Lösungen bevorzugen“, sagte der theologische Vorstand und versprach: ***„Wir werden ihnen dabei helfen.“***

Dagmar Pfaffenholz

1. Oktober 2029
- ein Tag im Leben der Nadine Schulte

Text: Dieter Kalesse Fotos: Udo Leist, dundanim - fotolia

Eigentlich war der Fahrer des gelben CityLiner an ihrem Ärger Schuld. Er hatte verlangt, Nadine solle die Frontscheibe ein zweites Mal putzen, sie sei nicht wirklich klar geworden.

Nadine hatte es nichts ausgemacht, ihm diesen Gefallen zu tun, obgleich sie wirklich ordentlich gearbeitet hatte und selbst auch keine Rückstände oder Schlieren auf der Scheibe erkennen konnte. Und dann hatte Volker – ihr Chef – sie richtig angeschrien: ***„Gerade letzten Monat ist die Wassersteuer wieder erhöht worden! Alle 15 Minuten haust du 'n 10-Liter-Eimer durch und tust als wäre Wasser kostenlos! Aber diese Zusammenhänge sind für dich ja eh schon zu hoch!"*** Und dann hatte er sich einfach weggedreht und den ganzen Nachmittag nicht mehr mit Nadine gesprochen.

Jetzt stocherte Nadine lustlos in ihrem Salatteller herum. Der Appetit aufs Abendbrot war ihr gründlich vergangen. Sie arbeitete gern als Autowäscherin. Sie war sich auch sicher, dass sie ihren Job gut machte. Aber von der Anerkennung durch ihren Chef war sie geradezu abhängig. Er hatte ihr alles beigebracht, damit sie ihren Job gut machen konnte. Sein Lob war für sie Motivation. Sie wollte diesen Job, den sie seit August 2028 an der RWE-Auto-Aufladestation hatte, unbedingt behalten.
Mit „…diese Zusammenhänge sind für dich ja eh schon zu hoch!" hatte Volker ins Mark getroffen und Nadine schwer beleidigt. Nadine wusste, dass sie die Dinge langsamer verstand als andere, dass man ihr alles mehrfach und sehr kleinteilig erklären musste. Sie wusste, dass sie so gut wie nie schrieb oder las und daran keinerlei Spaß hatte. Aber Nadine wusste auch, dass sie mit ihrem sogenannten „bedingungslosen Grundeinkommen" von 1.000,- Euro und mit den 200,- Auto-Wasch-Lohn, der noch dazu kam, einen Monat lang zurecht kam, ohne dass Ralf, der Quartiers-Manager in ihrem Wohnviertel, ihr helfen musste. Nadine war klar, dass von den 1.200,- Euro mehr als die Hälfte - nämlich 660 - für ihr 35-qm-Einzimmer-Appartement drauf ging. Für sie ein Beweis, dass sie Zahlen verstand und Volker eingebildet war, nur weil er im Schulzentrum nie eine Förderklasse besucht hatte.

Wenn Annette, die gleich bald klingeln würde, heute auch noch was Blödes sagen würde, hätte es diesen 1. Oktober im Kalender besser nie gegeben.

Rheinische Tageszeitung – 1. Oktober 2029

Eltern klagen gegen Berliner Gesundheitskasse.

Berlin: Die Eltern der dreijährigen Anne Machnow mit Downsyndrom, der die „Berliner Gesundheitskasse" die Kostenübernahme für die wöchentlichen Therapiestunden der Logopädin verweigert hatte, wollen jetzt den Klageweg beschreiten.
Die Kasse lehnt die Kostenübernahme der für das dreijährige Kind notwendigen Sprachtherapie ab, mit dem Argument, es sei nicht einzusehen, dass die Gemeinschaft der Versicherten Kosten übernehme, die aus der Einzelentscheidung eines Paares, ein Kind mit offensichtlich diagnostizierter Behinderung zur Welt zu bringen, resultiere.

Diese Kosten ihrer Entscheidung müsse vielmehr das Paar selbst tragen.

„Schon 2009 ist die Zahl der Kinder, die mit Downsyndrom noch zur Welt gebracht wurden, gegenüber 1989 um ca. 90% rückläufig gewesen. Heute 20 Jahre später, wo 40% aller Bürgerinnen und Bürger gerade auch altersbedingt einen Assistenzbedarf haben, müssen die Gesundheitskassen ein Zeichen setzen und können Kosten für vermeidbare Behinderungen, die sich durch pränatale Diagnostik erkennen lassen, wie das Downsyndrom, nicht länger übernehmen", argumentiert Bernd Deutschmeister, Vorstand der „Berliner Gesundheitskasse".

Diese Zeitungsnotiz hatte Annette - mit ihrem Überblick über inzwischen 76 Lebensjahre - den ganzen Tag bewegt.

Und jetzt auf dem Weg zu Nadine, die man vor 20 Jahren klassisch als geistig behindert bezeichnet hätte, fragt Annette sich, ob der in den letzten 20 Jahren vollzogenen Entwicklung, Menschen mit Assistenzbedarf mitten in die Wohnquartiere hinein zu nehmen und ihnen Teilhabe in möglichst allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens zu gewähren, wirklich eine höhere Einsicht und ein humaneres Menschenbild zugrunde liegen oder doch nur die Tatsache, dass es schlicht zu teuer wäre, etwa 40% der Bevölkerung in Heimen und Anstalten zu isolieren.
Die Meinung von Herrn Deutschmeister lässt sie letzteres befürchten.

Zweimal in der Woche besucht Annette Nadine und das inzwischen länger als ein Jahr. Ralf Künkel, der Quartiers-Manager, hatte sie damals dazu überredet. Als studierte Sozialpädagogin, als Frau, die 2008 ihren Job als Heimleiterin aus der Überzeugung - das System sei für Menschen nicht förderlich - aufgegeben habe, die zuletzt vor ihrer Pensionierung eine ambulant betreute Wohngruppe für Menschen mit intellektueller Einschränkung begleitet habe, sei sie genau richtig, damit Nadine nicht vereinsame.
Wegen der positiven Ansprache auf ihre Profession und weil sie oft allein war, hatte sie damals wohl zugestimmt.

Von Vereinsamung, das hatte Annette schnell bemerkt, konnte bei der 28jährigen Nadine nicht die Rede sein. Sie hatte einen festen Platz in der Klicke aus den ehemaligen Förderklassen des Schulzentrums ganz in der Nähe. Da Nadine aber keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern hatte, obwohl diese in der gleichen Stadt lebten, genoss sie bald die Gespräche mit Annette, der alten Frau, die ihre Großmutter hätte sein können. Und Annette fand Gefallen daran, für einen Menschen Bedeutung zu haben.
Nadines trauriges Gesicht war Annette als erstes aufgefallen, als die Wohnungstür sich öffnete. Ein zweites Indiz für die schlechte Stimmung bei Nadine war der noch fast volle Salatteller auf dem Tisch des Einraum-Appartements.

Als der Tee in den Tassen der beiden Frauen dampfte, legte Nadine los: „Volker ist ein Arsch! Er hat mich beleidigt und geschrien, *‚diese Zusammenhänge sind für dich eh schon zu hoch!'*. Nur weil ich dem Typen im gelben CityLiner zweimal die Frontscheibe gewaschen habe. Aber der wollte das doch. Und Volker sagt immer, ‚nie mit Kunden Streit anfangen'." Noch während Nadine ihrem Ärger Luft machte, war Annette klar, es musste um den Wasserverbrauch gehen. Detailliert erklärte sie Nadine, dass Süßwasser immer knapper und seine Aufbereitung zum Gebrauch immer teuerer werde. Deshalb sei Wasser – anders als noch vor wenigen Jahren – inzwischen ein kostbares Gut, das man nicht verschwenden dürfe. Ihr Job, so war Nadine nach dem weiteren Gesprächsverlauf mit Annette überzeugt, war nicht in Gefahr.

Als Annette gegangen war, warf Nadine ihren PC an, klickte sich durch eine unüberschaubare Zahl von Filmangeboten, wählte schließlich wie fast jeden Abend einen Zeichentrickfilm. Vor dem schlief sie gegen 22.00 Uhr ein und wachte erst auf, als der PC durch einen Dauerton das Ende des Films anzeigte. Zeit für's Bett.

Dieter Kalesse leitet die Abteilung Kommunikation der Evangelischen Stiftung Hephata.

Kopfsachen

Text: Sonja Zeigerer Foto: Udo Leist

„Katrin? Ist alles in Ordnung da drinnen?“
Ja sicher, alles bestens.
„Katrin? Hörst Du mich? Was machst Du denn da drinnen? Bist Du immer noch in der Wanne?“

Was stellt der sich denn so an? Bin doch noch gar nicht so lange in der Wanne. Kann er mich nicht einfach mal in Ruhe lassen? Immer nörgelt er an mir rum.
„Alles in Ordnung Michael, nur noch ein paar Minuten, mach doch schon mal das Abendessen, ich komme dann gleich runter!“
Hoffentlich verschwindet er jetzt.

Langsam, zögernd entfernen sich seine Schritte von der Tür. Das wurde aber auch Zeit. Warum muss er mich auch immer kontrollieren? Als wäre ich ein dummes Kind. Und nicht eine 27jährige Frau. Eine 26jährige, mein ich natürlich. Ach ne, 27. Oder? Ich überlege, wann ich Geburtstag habe, gut, das ist soweit klar. Und wenn wir jetzt grade 2008 haben, dann bin ich doch 26. Oder 27? Was für ein Unsinn, wir haben ja schon 2009. Entschlossen fasse ich mit meinen Händen ein letztes Mal tief in das Wasser, wasche mein Gesicht und klettere aus der Wanne. Dann ziehe ich mich an. Stopp, erst noch abtrocknen. Beim letzten Mal hatte ich das vergessen, diesmal passiert es mir aber nicht. Und ein Spritzer Parfum noch. Vielleicht können wir gleich ja endlich mal wieder miteinander schlafen. Das haben wir so lange nicht gemacht.
„Hey Schatz, was gibt es denn Köstliches? Lass mich raten – ich sag Spaghetti mit Meeresfrüchten. Und richtig?“ Strahlend, gut gelaunt und völlig erfrischt biege ich um den Küchenvorsprung. So zart wie möglich umarme ich Michael von hinten. Er bleibt stumm.
„Hey, was ist denn los? Bist du sauer? Ich war doch wirklich nicht so lange oben.“
Mit meinen Händen versuch ich vorne sein Hemd aus der Hose zu ziehen, langsam und verspielt. So haben wir das früher immer gemacht. Doch plötzlich wirbelt mein Mann herum und starrt mich völlig entsetzt mit hochrotem Kopf an. Das macht mir Angst.
„Michael, was ist los? Ist was passiert?“ Langsam taumele ich nach hinten, ich muss mich an irgendwas festhalten.
Und dann bricht es aus ihm raus: *„Merkst Du eigentlich noch was? Weißt Du, wie lange Du in der Badewanne warst?“ schreit er mich völlig hysterisch an. „Drei Stunden, ja meine Liebe, drei Stunden. Das sind 180 Minuten um genau zu sein. Und ja, das ist komisch und nein, das ist gar nicht normal. Du sagtest nämlich vor 180 Minuten, dass Du Dich kurz frisch machen wolltest. Und dann wollten wir essen gehen. Weißt Du noch? Essen, weil Du heute 28 Jahre alt geworden bist. Und ich habe uns extra einen Platz beim besten Italiener dieser Stadt reserviert. Auf diese Plätze wartet man Monate mein Schatz. Monate.“*
Wütend steht er vor mir und schnaubt, ich halte mich am Regal hinter mir fest.
„Und noch was meine Süße, gib mir mal Deine Hände, komm, gib sie mir. Nein? Du willst nicht?“ Hart greift er sich meine Hände, wirft einen kurzen Blick drauf. Dann schweben Sie plötzlich vor meinen Augen. *„Na, so was schon mal gesehen? Du hast keine Haut mehr an Deinen Händen Katrin, sieh es Dir selbst an! Du hast ja kaum noch Nägel. Und weißt Du, woher das kommt? Das passiert, wenn man 180 Minuten in der Badewanne sitzt Schatz. Oh Mann, hast Du noch irgendwelche Fragen?“*
Wütend stößt er meine Arme wieder nach unten, greift nach seinem Weinglas hinter sich auf der Anrichte und atmet tief durch. Stille.
„Ja Michael, eine Frage habe ich wirklich noch: Wie alt sagtest Du, bin ich heute geworden?“

Die heute 29jährige Katrin Meier* stürzte im Alter von 27 Jahren beim Mountainbike-Fahren im Sommerurlaub auf Mallorca einen Abhang hinunter – sie erlitt neben mehreren Knochenbrüchen ein schweres Schädel-Hirn-Trauma und lag fünf Tage im Koma.
Zurück in Deutschland erholte sie sich schnell von ihren körperlichen Verletzungen. Dass sie manchmal vergaß, sich nach dem Baden abzutrocknen, das erzählte sie niemandem. Auch nicht, dass sie ständig alle Türen öffnen musste, um ihr Schlafzimmer zu finden. Bis sie eines Nachts nicht nach Hause kam und ihr Mann die Polizei alarmierte.
Eine Streife fand Katrin um drei Uhr morgens im Stadtpark auf einer Bank. Als die Polizisten sie fragten, was sie dort mache, antwortete sie: „Entschuldigung, können Sie mir vielleicht helfen? Ich weiß einfach nicht mehr wo ich wohne.“

Heute lebt Katrin Meier in einer Wohngruppe für Menschen mit geistiger Behinderung.** Ihr Mann besucht sie einmal pro Woche. Das ist auch gut so. Viel häufiger würde sie es gar nicht ertragen, ihn zu sehen.

* Name geändert
** Diese Wohnmöglichkeit bietet zwar eine Entlastung für ihre Familie, genau genommen ist sie langfristig aber der falsche Lebensort für Katrin Meier, da sie hier nicht adäquat gefördert werden kann.

Sonja Zeigerer

Gegen die Isolation. Gegen das Vergessen. Für das Leben!

Achim Schneider überlebte – aber seine Gehirnzellen starben

50 Minuten wurde Achim Schneider* nach seinem Herzstillstand reanimiert. 50 Minuten, in denen sein Gehirn nicht richtig versorgt wurde. 50 Minuten, die dafür sorgten, dass er einen hypoxischen Hirnschaden erlitt. Achim Schneider überlebte. Aber etliche seiner Gehirnzellen starben ab. **Nicht regenerierbar, tot, für immer. Die Folge: der Verlust seines Kurzzeitgedächtnisses.**
Seit seinem Herzinfarkt vor mittlerweile vier Jahren gilt der heute 39jährige ehemalige Bürokaufmann als schwerstbehindert. Und seit nunmehr drei Jahren lebt er in einer Wohngruppe der Evangelischen Stiftung Hephata.
Seine Mitbewohner registrieren, dass er anders ist als sie. Denn oft erkennt er sie nicht, vergisst, wer sie sind, vergisst, wo es zur Toilette geht, vergisst, welches sein Zimmer ist. Immer wieder müsste er fragen, doch das will er nicht. Deshalb versucht er anders zurechtzukommen, sich an Farben, Fotos oder anderen Punkten zu orientieren.
Kontakte mit den geistig behinderten Mitbewohnern meidet er – zu groß ist die Enttäuschung, dass er sich nicht an sie erinnert. Für sie. Aber auch für ihn selbst.

Während die Mitarbeiter den Umgang mit Achim Schneider als Herausforderung und besondere Motivation erleben, ist er für seine Angehörigen eine extreme Belastungsprobe.
Denn zu erleben, wie der Bruder, Vater, Ehemann oder Sohn einen selbst nicht erkennt, ist hart. Oftmals am Rande des Erträglichen.
Achim Schneider lebt zurzeit ein einsames Leben. Eine Freude können ihm die Mitarbeiter mit Fotos machen. Fotos, die ihn zum Beispiel bei einem Ausflug zeigen. Manchmal erkennt er so Dinge wieder, die er erst kürzlich erlebt hat. Die ihm in dem Moment vielleicht sogar Spaß machten.
Trotz aller Mühen der Mitarbeiter, die ihn zuhause und bei der Arbeit begleiten, war und ist es bisher nicht möglich, ihm eine spezifisch adäquate Assistenz zu ermöglichen.

Deshalb wird Hephata ihm und anderen, mit einer ähnlichen Diagnose, schon im kommenden Jahr eine spezielle alltagsorientierte Assistenz in einer eigenen Wohngruppe anbieten, die explizit auf Menschen mit erworbener Hirnschädigung ausgerichtet ist.

* Name geändert

Alltagsorientierte Assistenz für Menschen mit erworbener Hirnschädigung - Das Konzept

Schicksalsschläge, wie Achim Schneider oder Katrin Meier sie erfahren, sind keine Seltenheit. ***In Deutschland erleiden jährlich bis zu 300 000 Menschen Hirnverletzungen, nicht selten durch Unfälle im Straßenverkehr.*** Dieser hohen Zahl der durch einen erworbenen Hirnschaden behinderten Menschen werden kaum adäquate Wohn- und Lebensmöglichkeiten geboten.
In einem Wohnhaus für Menschen mit Behinderung macht die Andersartigkeit den behinderten Bewohnern oft Angst. In einem Altenheim verstehen die Senioren das Verhalten nicht, gehen auf Distanz. In ein Krankenhaus oder in die Psychiatrie gehören diese Menschen ebenfalls nicht, da sie aus medizinischer Sicht nur begrenzt therapierbar sind. Ein weiterer bedeutender Faktor: Die enorm herausfordernden Verhaltensweisen der Menschen mit erworbener Hirnschädigung erfordern eine extreme Gelassenheit, Stärke und ständige Begleitung der Mitarbeiter, da beispielsweise Vorgänge schon innerhalb von wenigen Minuten immer wieder neu in Angriff genommen werden müssen. Und auch die Angehörigen müssen in die Begleitung mit einbezogen werden, intensiv und andauernd.
Das Konzept der alltagsorientierten Assistenz befasst sich mit den notwendigen Hilfen für Menschen mit erworbener Hirnschädigung. Denn sie unterscheiden sich in spezieller Weise von geistig behinderten Menschen. **Ihr Leben ändert sich meist auf einen Schlag:** Sozialverhalten, Kontrolle der Gefühle, Gedächtnis, Hören und Sehen, Körpergefühl und weitere Funktionen der geistigen und körperlichen Fähigkeiten sind anders, gestört oder fallen ganz aus. Dazu kommt oft noch das Trauma der Wahrnehmung der eigenen Veränderung. Die Fähigkeiten zur Aufnahme von Reizen und die Durchführung von Reaktionen und Handlungen müssen immer wieder neu angestoßen werden. Gestörte Hirnfunktionen können durch gezielten Rückgriff auf soziale, schulische und berufliche Vorkenntnisse gebessert werden. Hier tritt die Biographie der Menschen in den Vordergrund, die eben nicht bestimmt ist von einer durch Behinderung geprägten Sozialisation.

Helfen Sie Achim Schneider, Katrin Meier und anderen Menschen mit erworbener Hirnschädigung!
Denn nur gezielte Förderangebote in einer geeigneten Wohngruppe können diesen Menschen und ihren Angehörigen einen Weg in ihrer neuen Lebenssituation weisen.

Jeder Euro ist ein Schritt auf diesem Weg!
Gegen die Isolation. Gegen das Vergessen. Für das Leben!

Gegen die Isolation. Gegen das Vergessen. Für das Leben!
Helfen Sie Menschen mit erworbenen Hirnschädigungen!

Spendenkonto: 1112 - KD-Bank, Dortmund - BLZ 350 601 90

© s.kaulitzki - fotolia, PhotoDisc, Composing: Udo Leist

Stiftung Wohlfahrtspflege NRW ergänzt das soziale Sicherungssystem mit der Unterstützung von Projekten

- ein Interview mit Wolfgang Heiliger -

Text: Dieter Kalesse Foto: Udo Leist

Herr Heiliger, Sie sind Geschäftsführer der Stiftung Wohlfahrtspflege NRW. Diese Stiftung wurde 1974 in Verbindung mit der Zulassung öffentlicher Spielbanken in NRW ins Leben gerufen. Wie finanziert sich die Stiftung Wohlfahrtspflege, und was wird durch sie gefördert?

Die Stiftung Wohlfahrtspflege NRW hat eine Anwartschaft auf einen Teil der Einnahme, die das Land aus den konzessionierten vier Spielbanken in NRW erzielt. Regelmäßig erhält die Stiftung Wohlfahrtspflege NRW einen bedeutenden Betrag aus diesen Spielbankeinnahmen, obwohl das Budget alljährlich im Wege der Haushaltsaufstellung verhandelt werden muss. Dieser Erfolg erklärt sich aus der breiten Zustimmung des Landes, des Landtags und der Verbände, die dem Modell der sozialen Stiftung in NRW zukommt und der Anerkennung ihrer Leistungen bei der Förderung von Einrichtungen und Projekten zugunsten alter Menschen, Menschen mit Behinderung und benachteiligter Kinder.

Lässt sich sagen, wie viele Projekte bisher durch die Stiftung Wohlfahrtspflege NRW gefördert wurden und wie hoch das Fördervolumen seit Gründung war?

Seit der Gründung der Stiftung Wohlfahrtspflege NRW 1974 ist von etwa 5.000 geförderten Projekten auszugehen. Diese Projekte haben insgesamt mehr als eine halbe Milliarde Euro Förderung erhalten.

Ungefähr 25 Millionen Euro fließen jährlich aus den Erlösen der Spielbanken in NRW der Stiftung Wohlfahrtspflege NRW zu. Sehen Sie in diesem System auch einen Beitrag zum Schaffen sozialer Gerechtigkeit in unserem Bundesland?

„Soziale Gerechtigkeit" ist immer ein Diskurs in der modernen Gesellschaft und stets eine Annäherung an ein Ziel, das in der Realität nie ganz oder nicht gleichzeitig für alle erreicht werden kann. Meistens geht es dabei um sozialstaatliche Regelungen, die jeweils eine große Anzahl von Menschen betreffen. Gäbe es den Sozialstaat mit seinen Sicherungssystemen in diesem Lande nicht, dann wäre Ihre Frage nach dem Beitrag einer sozialen Stiftung zur „sozialen Gerechtigkeit" gewiss unverhältnismäßig. Im Zentrum der deutschen Diskussion um „soziale Gerechtigkeit" steht der Sozialstaat, und die Verantwortlichen entziehen sich auch nicht der gesellschaftlichen Forderung der Gestaltung. Das ist auch die Grundlage der Existenz der Stiftung Wohlfahrtspflege NRW in diesem Bundesland. Anspruch ist dabei, die sozialpolitischen Systeme zu ergänzen, sie jedoch nicht zu ersetzen. Wenn auch die großen Risiken berücksichtigt sind, gibt es doch Zielgruppen, deren Bedarfe davon nicht gänzlich oder sogar in keiner Weise berücksichtigt wurden. An diesen sozialen Bruchstellen leistet die Stiftung Wohlfahrtspflege NRW tatsächlich einen Beitrag zur „sozialen Gerechtigkeit".

Kommen wir konkret zur Evangelischen Stiftung Hephata. Seit 1995 stützt und fördert die Stiftung Wohlfahrtspflege die Dezentralisierung und Regionalisierung Hephatas und damit das Wohnen von Menschen mit Behinderung in überschaubaren Häusern eingebettet in eine normale Nachbarschaft. In diesem Zeitraum sind 22 Hephata-Häuser mit insgesamt 1,2 Millionen Euro gefördert worden. Dafür sei auch an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich gedankt, denn ohne solche Förderung könnte Hephata keine neuen Projekte angehen. Nun die Frage: Was ist die Intention der Stiftung Wohlfahrtspflege bei der Unterstützung nachbarschaftlich integrierten Wohnens von Menschen mit Behinderung?

Die Gründer Hephatas waren vor 150 Jahren in einer erstaunlichen Weise sehr moderne evangelische Sozialpraktiker. Ihre Einstellung hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Sie gingen von der Lernfähigkeit geistig behinderter Menschen aus. Das Zutrauen der Entwicklungsfähigkeit fördert natürlich den Respekt vor dem Menschen, der sich seinerseits ermuntert fühlen kann, den eigenen Platz in der Gesellschaft und konkret seine Wünsche an das Lebens- und Wohnumfeld zu artikulieren und sich selbst bestimmen will. Die Idee dabei ist, dass sich Menschen mehr zutrauen als ihnen bisher zugetraut wurde. Wie weit das gelingen kann, hat Hephata gezeigt. Integration in die Nachbarschaft ist inzwischen ein Ziel und eine Forderung, die überall im Lande wahrgenommen werden kann. Die Stiftung Wohlfahrtspflege NRW möchte bei Förderprojekten immer auch dieses positive Menschenbild der Selbstbestimmung unterstreichen.

Dieses HephataMagazin beschäftigt sich mit dem Leben im Jahre 2029. Deshalb zielen meine beiden letzten Fragen an Sie auf die Zukunft ab. Welche Entwicklungen in der Hilfe für Menschen mit Behinderungen hält die Stiftung Wohlfahrtspflege für zukunftsweisend?

Durch die demographische Entwicklung wird die Pflegebedürftigkeit bis 2029 ansteigen. Dieser Anstieg betrifft auch Menschen mit Behinderung. Die Pflegearrangements werden sich weiter ausdifferenzieren müssen, weil nicht jeder stationäre Pflege in Anspruch nehmen kann oder will. Bis 2029 wird ein Fortschritt bei der Barrierefreiheit erzielt sein. Handel, Verkehr und öffentliche Gebäude werden wesentlich schwellenfreier gestaltet sein, als es bisher der Fall gewesen ist. - Übrigens wird zum Hauptziel der Barrierefreiheit 2029 die Geburtenförderung, weil jungen Müttern und Vätern die Beweglichkeit in den städtischen Räumen mit kleinen Kindern erleichtert werden soll. Auch Beschäftigungsschwellen werden herabgesetzt sein, weil die Gesellschaft bereits seit 2015 in bestimmten Bereichen unter akutem oder sogar massiven Facharbeitskräftemangel leidet und der Arbeitsmarkt 2029 daher offener gestaltet ist und die Anzahl der Menschen in Sonderbeschäftigungsformen dadurch maßgeblich verringert werden konnte.

Zum Wesenskern von Stiftungen gehört deren Anlage auf Kontinuität. Wie wird aus Ihrer Sicht als Geschäftsführer die Stiftung Wohlfahrtspflege NRW im Jahre 2029 aussehen, welche Förderschwerpunkte wird diese dann haben?

Im Jahre 2029 feiert die Stiftung den 55. Geburtstag. Sie sind herzlich eingeladen! Es steht noch nicht fest, ob die Quellen der Refinanzierung dann noch dieselben sein werden. Zwar gehen die Hoffnungen dahin, dass das Jahr 2029 vielleicht eine Realität bietet: in der kein Kind mehr in Armut leben und aufwachsen muss; das sich herausbildende Problem der Altersarmut hochaltriger allein stehender Menschen erfolgreich bekämpft wurde; Menschen mit Behinderung in keiner Weise mehr diskriminiert werden und nicht mehr in Einrichtungen mit randständiger Lage abgeschoben und separiert leben müssen. Daran arbeiten wir heute. Hoffnungen muss der einzelne Mensch genauso haben, wie Verbände, Kirchen oder Stiftungen. Es braucht aber auch Geld und Kompetenz, solche Ziele verfolgen zu können. Die Stiftung Wohlfahrtspflege NRW wähnt sich in einer Partnerschaft mit den Akteuren der sozialen Arbeit im Land und kann auch daraus ihre Kraft zur Existenzfähigkeit beziehen. Wir werden wahrscheinlich 2029 nahezu die gleichen Förderbereiche haben wie heute. Dann aber auf einem anderen Niveau der Qualität und der Qualifizierung.

Mit Wolfgang Heiliger sprach Dieter Kalesse.

Der unabhängige Krankenkassen Kompass* bestätigt:

Wir sind die Nr. 1 beim Service.

Wechsel-Hotline
0800 0 326 326*
*Kostenfrei aus dem deutschen Fest- und Mobilfunknetz

Das ist eine freudige Nachricht an unsere Kunden und alle, die es werden wollen. Aber auch bei anderen Punkten, wie z.B. bei den Leistungen, sind wir mit Topwerten in der Spitzengruppe.

Damit werden wieder einmal die Pluspunkte der AOK Rheinland/Hamburg offiziell bestätigt.

Mehr Informationen zum wichtigen Thema der „AOK-Pluspunkte" finden Sie unter www.aok.de/rh.

Der Wechsel zur AOK Rheinland/Hamburg lohnt sich. All denen, die beim Krankenkassen Kompass mitgemacht haben, sagen wir ganz herzlich:

„Danke".

AOK Rheinland/Hamburg

* Der deutsche Krankenkassen Kompass ist eine unabhängige Institution, die die gesetzlichen Krankenkassen regelmäßig nach Leistung, Service und Preis beurteilt. Mit 81,05 % aller erreichbaren Punkte erzielte die AOK Rheinland/Hamburg im September den Spitzenwert. Übrigens: Unsere Servicequalität wurde auch vom TÜV Rheinland zertifiziert.

Text: Beate Raguse
Fotos: Fancy, GettyImages

Wer Visionen hat …

Fast dreißig Jahre ist der Ausspruch alt, doch er erhitzt noch immer die Gemüter. **„Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen."**

Helmut Schmidt soll das während einer Debatte über die Globalisierung gemurmelt haben. Heute führt das Zitat längst ein Eigenleben. Sogenannte Realisten zitieren Schmidt gerne, um visionäre Ideen als Unsinn abzutun. Idealisten müssen sich gegen den Vorwurf wehren, weltfremd zu sein. So wird Schmidts bissige Bemerkung zerrieben in einer emotional geführten Debatte, über die eines ganz vergessen wird; den Rat einfach mal zu beherzigen. Als eine, die zu Schmidts Zeiten im Bonner Hofgarten mit 500.000 anderen von „Schwertern zu Pflugscharen" geträumt hat, mache ich mich – quasi stellvertretend – auf zum Arzt.
Ich betrete ein uraltes Gemäuer, das Wartezimmer ist riesengroß, nur wenige Stühle sind besetzt. Kaum sitze ich, kommt ein Mann auf mich zu: „Wollen Sie mal meinen Entwurf eines Solarflugzeugs sehen?". Schon rollt er seine Zeichnung aus. Von Flugzeugen verstehe ich nichts, aber das Leuchten seiner Augen fasziniert, seine Stimme, die Leidenschaft, mit der er erzählt. „Toll", sag' ich. Ich gucke mich weiter im Wartezimmer um. Aus dem Ohrstöpsel eines Fünfzigjährigen ist leise „Imagine" zu hören, John Lennons Hymne aller Visionäre. „Stell dir vor, es gäbe keine Länder, nichts wofür man morden oder sterben müsste…" Kein Wunder, denke ich, dass der hier sitzt.

Hinten das muss Silvia Schmidt sein. Sie hat die Initiative „Daheim statt Heim" mit ins Leben gerufen. Alte und behinderte Menschen sollen nicht in Sonderwelten, sondern ganz selbstverständlich mitten in der Gesellschaft leben.

Im Arztzimmer tut sich die ganze Zeit nichts. Es dauert. Ich hänge meinen Gedanken nach. Ob der Baptistenpastor Martin Luther King hier war? Ob der Bürgerrechtler hier seinen Traum von einer Gesellschaft ohne Rassentrennung geschildert hat? Ich stelle mir vor, wie der Schriftsteller Jonathan Swift gerade erklärte: „Eine Vision ist die Kunst, Unsichtbares zu sehen." als die Sprechstundenhilfe „Der Nächste bitte" rief und er fluchtartig das Gebäude verließ.

Biblische Propheten haben hier gesessen. Micha, der als einer der ersten von Gottes Friedensreich gesprochen hat, davon dass Spieße zu Sicheln und Schwerter zu Pflugscharen werden. Viele Menschen aus Galiläa, denen die Bilder von einem Reich Gottes Hoffnung gaben, Selbstbewusstsein und Kraft.

Keine Frage, ich bin auch froh darüber, dass ich heute manche nicht treffe: Männer in braunen Uniformen, Extremisten, Menschen, die ihre Ideen mit Gewalt durchsetzen.
Nur: *Da hilft kein Arzt und auch kein Apotheker.*

Auch für Visionen gilt: Sie müssen geprüft werden, von jedem und jeder mit Sinn und Verstand. Sind sie lebensfördernd? Stehen sie im Einklang mit Gesetzen und Geboten? Bei den Menschen heute im Wartezimmer war das so, und deshalb war es schön, begeisternd, belebend, dort zu sitzen.
Helmut Schmidt hat recht, wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen. Allerdings nicht, um sich behandeln zu lassen. Er sollte sich ins Wartezimmer setzen. Sollte die treffen, die an derselben Vision leiden oder daran, dass sie noch so unerreichbar erscheint.

Visionen brauchen Gemeinschaft. Und wer keine Visionen hat? Der kann sich auch ins Wartezimmer setzen. Visionen sind ansteckend, das ist das Gute. Sie machen Mut, sie sind Kraftquellen. Und: Sie sind die Kunst, dass heute noch Unsichtbares irgendwann einmal Wirklichkeit wird.

Quelle: Kirche in WDR 2, Pastorin Beate Raguse

Beate Raguse ist Kommunikationswirtin und Autorin für Kirche in EinsLive und WDR 2. Sie hat Anfang der neunziger Jahre ihr Vikariat in der Stiftung Hephata absolviert und ist heute ehrenamtlich in der Kirchengemeinde der Stiftung tätig.

Impressionen vom Jubiläumsfest

Fotos: Udo Leist

150 Jahre an der Seite von Menschen mit Behinderung

Am 6. Juni 2009 feierte die Evangelische Stiftung Hephata ihr Jubiläum mit einem vielfältigen Stadtfest in der Fußgängerzone von Mönchengladbach-Rheydt. Ein Fest, dass für jeden etwas im Programm hatte, ein Fest, bei dem keiner ausgeschlossen war. Ein Festtag, an dem deutlich wurde, dass Inklusion möglich ist.

Hephata dankt den Sponsoren und Mediapartnern, die zum Erfolg des Jubiläumsfestes beigetragen haben.

www.alddesign.de

AOK Die Gesundheitskasse

BOLDT messeservice

Bolten

Rheydt City-Management Interessengemeinschaft e.V.

City Vision DAS STADTFERNSEHEN

Dorint Parkhotel Mönchengladbach

FRISCHE

Günter Jansen GmbH

HAUPTS

elektrotechnik MURA installation • netzwerktechnik • lichtdesign

NVV AG Der Herzschlag der Region

RHEINISCHE POST

Dr. Schrammen Architekten BDA Stadtplaner Generalplaner

Stadtsparkasse Mönchengladbach

Straßentheater-Programm in Zusammenarbeit mit

theaterimpulse

Profi-Fußballer unterstützen Hephata-Schulen

Texte: Sonja Zeigerer, Dieter Kalesse
Fotos: Sonja Zeigere, Udo Leist

Eine Bildergalerie dazu finden Sie unter: wwww.hephata-bildung.de

Neues Mini-Fußballfeld für Hans-Helmich-Schüler

Strahlender Sonnenschein, kostenlose Grillwürstchen und eine Abordnung von Bayer 04 Leverkusen: Für die Schüler der Hans-Helmich-Schule in Mettmann ging am 18. September ein lang gehegter Traum in Erfüllung, denn endlich konnte ihr neuer Fußballplatz eingeweiht werden. Vier Monate lang hatten die kleinen Fußballstars die Verwirklichung ihres Traums beobachten können. Erst wurde der Untergrund vorbereitet und geebnet, dann der Spezial-Fußballrasen vom Hephata Garten-Shop gelegt. Tore und Banden mussten gekauft und errichtet werden, ein Service, den die Schlosserei Norbert Gerhards aus Mönchengladbach-Rheydt übernahm.

Zu guter letzt sorgte die Bau- und Liegenschaftsabteilung Hephatas in eigener Handarbeit für Spielfeldmarkierungen und Fangnetze – und dann hieß es den ersten offiziellen Anstoß zu übernehmen,

ein Schuss, den Konrektorin Martina von Hagke-Kox mit Schwung und Präzision gekonnt übernahm.

Fußballerstligist Bayer 04 Leverkusen unterstützte die Hans-Helmich-Schule bei der Einweihung der Anlage und setzte als Fairness-Preis für das Schülerteam, das sich am Ende gegen die Lehrer geschlagen geben musste, eine Einladung in die neue Bayer-Arena aus, ein durchaus würdiger „Trostpreis".

Borussen-Stars gaben Autogramme in der Karl-Barthold-Schule

„Und wir schwören Stein und Bein, auf die Elf vom Niederrhein, Borussia unser Dream-Team, denn Du bist unser Verein!" Lautstark gesungen von den Schülern der Karl-Barthold-Schule, bot die Borussen-Hymne den neuen Gladbacher Stars Juan Arango und Raul Bobadilla einen würdigen Empfang in Hephatas Förderschule auf dem Stiftungsgelände. Eine Stunde Zeit hatten Borussias Kicker mitgebracht, geduldig beantworteten sie alle Fragen der Fußballfans, verteilten Autogramme und Geschenke und posierten auch noch für zahlreiche Presse- und Privatfotos. Ein Besuch der besonderen Art eben, die so schnell niemand vergessen wird!

Sonja Zeigerer

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Jubiläum, Umzug und Einweihung: Zwei Wohngruppen in Essen feierten ihren Einzug

Koffer packen, Möbel abbauen, neue Wege finden – sieben Bewohner und die Beschäftigten des Hephata-Hauses in Essen-Schonnebeck hatten in den ersten Monaten dieses Jahres ganz schön viel zu tun. Zehn Jahre lang lebten die Bewohner in Schonnebeck, doch weil der Mietvertrag nicht verlängert wurde, musste ein neues Zuhause gefunden werden. Im August konnte dann die Eröffnung des neuen Wohnhauses auf der Radhoffstraße in Altenessen und gleichzeitig das zehnjährige Bestehen der Wohngruppe gefeiert werden.

So gab es einen schönen Nachmittag mit zahlreichen Gästen aus der Kirchengemeinde, der Nachbarschaft und mit Angehörigen und Bewohnern auch aus den anderen Essener Wohngruppen. Bei Kaffee, Kuchen und Grillwürstchen wurde bis in den Abend ein schillerndes Fest gefeiert.

Seit Mai dieses Jahres wohnen sieben junge Erwachsene mit geistiger Behinderung in einer ambulant betreuten Wohngemeinschaft in Essen-Fronhausen in der Bunsenstraße in einem Mietshaus der Wohnungsbaugesellschaft Immeo. Jeder hat dort ein eigenes Appartement mit eigenem Bad, für alle Bewohner gibt es eine Gemeinschaftsküche. Die Bewohner wohnten vor ihrem Einzug bei ihren Angehörigen in Essen. Da sich viele schon aus der Schulzeit kannten, war es der Wunsch der jungen Erwachsenen, gemeinsam zusammenzuziehen.

Lange Zeit wurde nach einem geeigneten Objekt gesucht, bis die Wohnungsbaugesellschaft Immeo das Objekt für die Bewohner umbaute. Die Appartements verteilen sich auf zwei Etagen, im Haus gibt es noch zwei weitere Wohnungen, von denen eine Hephata als Büro angemietet hat. Die andere bewohnt eine Essener Familie.

Alle Bewohner haben bei Immeo einen Mietvertrag unterschrieben. Das Projekt unterstützten vielen Sponsoren wie die PSD-Bank, die Stiftung Alten-Behindertenhilfe, die Jugendförderung der Sparkasse Essen und AXA Herz zu Herz e.V. Derzeit plant Immeo die Hinterhofgestaltung des Hauses, damit die Bewohner in Kürze auch eine schöne Terrasse nutzen können. Und auch hierfür konnten wieder Sponsoren gewonnen werden:

Die **Firma TK Landschaftsbau GmbH** und die **Firma Brück**.

Sonja Zeigerer

Hephata-Vorstand, Christian Dopheide, in zwei Spitzengremien gewählt

Brüsseler Kreis

Bei der Mitgliederversammlung des Brüsseler Kreises am 9. Oktober 2009 in St. Gallen wurde der theologische Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata, Pfarrer Christian Dopheide, zum stellvertretenden Sprecher gewählt. Damit steht Dopheide zusammen mit Dr. Berthold Broll (Vorstandsvorsitzender der Stiftung Liebenau) an der Spitze eines Zusammenschlusses von 12 großen Sozialunternehmen aus Caritas und Diakonie, die sich mit ihrer Orientierung auf Europa dafür einsetzen, dass Menschenwürde und Respekt im Zuge der sozialen Ausgestaltung der Europäischen Union zu ihrem Recht kommen. Sie sehen ihren christlichen Auftrag darin, Menschen zu assistieren, damit diese mehr Autonomie erreichen und am Leben in Gesellschaft und Kirche teilhaben.

Die Mitglieder des Brüsseler Kreises erbringen in den Bereichen Behindertenhilfe, Altenhilfe, Jugendhilfe und Bildung zusammen genommen Leistungen für etwa 100.000 Klienten und beschäftigen 40.000 Mitarbeitende. Der Brüsseler Kreis unterhält ein Büro in Berlin und ist assoziiertes Mitglied der epr (european platform for rehabilitation) mit Sitz in Brüssel. Über den epr steht der Brüsseler Kreis in intensivem Austausch – z.B. durch Betriebsvergleiche

und die Entwicklung innovativer Projekte – mit Sozialunternehmen in ganz Europa. Er vergibt Forschungsaufträge und unterhält im Lambertus-Verlag eine eigene Schriftenreihe. Der Brüsseler Kreis ist der einzige ökumenische Zusammenschluss von Sozialunternehmen in Deutschland.

VdDD
Verband diakonischer Dienstgeber in Deutschland

Schon im Mai wurde Dopheide in den Vorstand des Verbandes diakonischer Dienstgeber in Deutschland (VdDD) gewählt. Der VdDD ist der bundesweite Zusammenschluss von Trägern, Einrichtungen und regionalen Dienstgeberverbänden der evangelischen Wohlfahrtspflege. Ihm sind 150 Einrichtungen und Träger angeschlossen, die insgesamt etwa 350.000 Mitarbeitende beschäftigen.

Der VdDD engagiert sich für ein modernes Tarifsystem im Rahmen des kirchlichen Arbeitsrechtes und setzt personalwirtschaftliche Impulse für die Diakonie. Er strebt eine bundeseinheitliche Tarifregelung mit regionalen und betrieblichen Gestaltungsoptionen an.

Dieter Kalesse

FOTO: TORSTEN LENK, WWW.PHOTOCASE.DE

Leben. Glauben. Meinen.

Das evangelische Magazin für das Rheinland. **chrismon plus *rheinland*** jetzt **gratis und unverbindlich** testen: bestellen Sie Ihr Probeheft über die kostenlose Hotline 0800 2772260.

Advents Markt

Samstag, 21.11.2009
von 9 bis 18 Uhr

Dahler Kirchweg 48, Mönchengladbach

**Weihnachtsdekoration,
Adventskränze u. -gestecke,
Holzspielzeug, Filzartikel, Schmiede,
Schmuck, selbstgemachte Marmelade,
Kerzenziehen für Kinder,
weihnachtliche Live-Musik
und vieles, vieles mehr**

www.hephata-garten-shop.de

HEPHATA garten-shop
HEPHATA. unternehmen mensch.

Gebrauchtes Spielzeug gesucht...

...zum Verkauf auf dem
Christkindlmarkt
zugunsten von Menschen mit Behinderung in Mönchengladbach!

Abgabestelle:
Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 21
41065 Mönchengladbach

Frank Jansen
Tel.: 02161/246-174
(Abholung möglich)

Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen

November 2009

Samstag, 21. November – 9.00 bis 18.00 Uhr
HEPHATA-ADVENTSMARKT
mit Schmiede, Kerzenziehen für Kinder, weihnachtlicher Live-Musik
im und um den Hephata Garten-Shop
Dahler Kirchweg 48, Mönchengladbach

Sonntag, 22. November – 11.00 bis 16.00 Uhr
ADVENTSAUSSTELLUNG
mit Produkten für die Weihnachts- und Winterzeit
im Hephata Garten-Shop
Künkelstraße 48a, Mönchengladbach

Samstag, 28. November – 9.00 bis 17.00 Uhr
CHRISTKINDLMARKT – zugunsten von Menschen mit Behinderung in Mönchengladbach
Alter Markt, Mönchengladbach

September 2010

Montag, 30. August bis Freitag, 10. September 2010
im Lichthof des Barmer Rathauses, Johannes-Rau-Platz 1, Wuppertal
Ausstellung:
MENSCHEN MIT BEHINDERUNG: VERSTECKT, VERWAHRT, GEFÖRDERT, INKLUDIERT
Eine Ausstellung, die am Beispiel der Evangelischen Stiftung Hephata zeigt, wie in Deutschland in der Zeit von 1859 bis heute Menschen mit Behinderung gesehen und behandelt wurden:
- versteckt, weil Familien sie als Strafe Gottes sahen
- ermordet, durch die „Euthanasie-Aktion" der Nationalsozialisten
- gefördert, durch eine sich flächendeckend entwickelnde Behindertenhilfe ab 1970

Mit ihrem Blick in die Zukunft wirbt die Ausstellung für die Inklusion von Menschen mit Behinderung in unserer Gesellschaft.

Diese Ausstellung wird im Laufe der Jahre 2010 und 2011 an unterschiedlichen Standorten der Stiftung Hephata zu sehen sein. Die jeweils aktuellen Termine finden Sie im Internet: **www.hephata-mg.de**

Die nächste Ausgabe des HephataMagazin erscheint im April 2010

Impressum

HephataMagazin
Einblicke - Ansichten - Ausblicke
8. Jahrgang

Herausgeber:
Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Direktor Pfarrer Christian Dopheide
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 212
E-Mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:
Karsten Bron, Oberhausen
Oberkirchenrat Klaus Eberl, Wassenberg;
Prof. Dr. Barbara Fornefeld, Köln;
Prof. Dr. Johannes Roskothen, Düsseldorf;
Kathrin Schulze Othmerding, Mettmann

Redaktion:
Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 199
E-Mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:
Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Layout:
Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign

Druck:
Hermes Druck und Verlag GmbH, 40221 Düsseldorf

Spendenkonto:
1112
KD-Bank, Dortmund
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©
Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronsche Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:

Diakonie

Brüsseler Kreis

VdDD Verband diakonischer Dienstgeber in Deutschland

Bundesverband evangelische Behindertenhilfe BeB

Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderung

Kurzgefasst und in einfacher Sprache

Grundsätze – Keine Benachteiligung und gleiche Teilhabemöglichkeiten!

- Alle Menschen haben die gleiche Würde und die gleichen Rechte.
- Alle Menschen sind verschieden. Zur Vielfältigkeit gehört Behinderung genauso dazu wie zum Beispiel Unterschiede im Geschlecht, in der Religion oder kulturellen Herkunft.
- Kein Mensch darf aufgrund einer Behinderung benachteiligt werden.
- Alle Menschen sollen die gleichen Möglichkeiten haben, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Das gilt für alle Bereiche, wie zum Beispiel Politik, Kultur, Sport, Freizeit und Religion.

Barrierefreiheit – Zugänge ermöglichen! Nichts ohne uns über uns!

- Teilhabe am Leben der Gesellschaft ist nur möglich, wenn alle Plätze, Straßen, Gebäude und Verkehrmittel so gestaltet werden, dass sie auch für Menschen mit Behinderung zugänglich sind.
- Alle öffentlichen Bereiche der Gesellschaft, alle Schriftstücke und Medien müssen so gestaltet werden, dass sich auch Menschen mit Behinderung orientieren und alles verstehen können.
- Menschen mit Behinderung sollen in alle Dinge, die sie betreffen, einbezogen werden.

Wahlfreiheit – Wohnen wo, wie und mit wem ich will!

- Menschen mit Behinderung sollen frei entscheiden, an welchem Ort und mit wem sie leben wollen.
- Menschen mit Behinderung dürfen nicht gezwungen werden oder sein, in besonderen Einrichtungen zu leben. Für sie sollen unterschiedlichen Möglichkeiten des Wohnens mit Assistenz zur Auswahl stehen.
- Menschen mit Behinderung erhalten überall dort wo, sie leben wollen, die Unterstützung, die sie dafür brauchen.

Bildung - Gleiche Bildungschancen, lebenslanges Lernen, dort wo alle Lernen!

- Menschen mit Behinderung sollen die gleichen Chancen zur Schul-, Berufs- und Erwachsenenbildung haben wie alle Menschen.
- Menschen mit Behinderung sollen nicht nur in Sondereinrichtungen lernen. Sie sollen frei entscheiden können, welche Orte des Lernens für sie die richtigen sind.
- Menschen mit Behinderung sollen die Möglichkeit haben, dort zu lernen, wo alle Menschen lernen.

Arbeit – mit gleichen Rechten und Pflichten wie für alle!

- Menschen mit Behinderung haben wie alle Menschen das Recht auf Ausbildung und Arbeit.
- Menschen mit Behinderung sollen nicht nur in Sondereinrichtungen, wie Werkstätten, arbeiten. Sie sollen unterstützt werden, dort Arbeit zu finden, wo alle arbeiten.
- Menschen mit Behinderung sollen für vergleichbare Arbeit genauso viel verdienen wie andere.
- Menschen mit Behinderung sollen die gleichen Möglichkeiten haben, für ihre Arbeitnehmerrechte einzutreten.

Rechte und Rechtsfähigkeit – Uneingeschränkte Bürgerrechte für alle!

- Menschen mit Behinderung sind Bürgerinnen und Bürger wie alle Menschen – mit gleichen Rechten und Pflichten.
- Menschen mit Behinderung sind in allen Lebensbereichen rechts- und handlungsfähige Personen. Ihnen darf die Geschäftsfähigkeit nicht entzogen werden.
- Niemand darf über den Kopf von Menschen mit Behinderung hinweg entscheiden.
- Menschen mit Behinderung sollen die Unterstützung erhalten, die sie brauchen, um Ihre Rechte zu verwirklichen.

Diese Kurzfassung in einfacher Sprache entstand in einem Diskussionsprozess zwischen Menschen mit Behinderung und Mitarbeitenden der v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel. Der Text stellt eine Zusammenfassung dar und gibt nicht den Wortlaut der Übereinkunft der Vereinten Nationen wider. Die deutsche Fassung ist zu finden im Internet unter www.bmas.de

Abdruck mit freundlicher Genehmigung der v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel, Bielefeld

evangelische stiftung HEPHATA

HEPHATA. unternehmen mensch.